



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1907

2 (1907)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrica.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper, O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

25. Jahrgang.
N. 2.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1,50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohltätern wird
das Vergißmeinnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Köln a. Rh.
Februar 1907.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Für die Abonnenten
des Vergiß-
meinnicht werden
täglich in der
Abteikirche
zu Mariannhill
2 heilige Messen
gelesen.

Ein kaffrisches Kindermädchen.



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill

Mariannhill

von Südböden aus gesehen. Die Gebäude im Vordergrunde enthalten die Werkstätten der Schmiede, Schlosser, Schreiner, Wagner, Spengler, Gerber, Schuster, die Faktorei, die photogr. Anstalt u. s. w. Im Hintergrunde, zum Teil nicht sichtbar, gruppieren sich die eigentlichen Klostergebäude um die Kirche herum.

bis in den Tod und ich will dir die Krone des Lebens geben.

Nun begannen die kirchlichen Zeremonien. Die 5 Schwestern knieten, während der Ehrw. Vater die kirchliche Benediktion der Ringe vornahm, mit brennenden Kerzen in der Nähe des Altars nieder. Der hochwürdigste Prälat stimmte sodann das Veni Creator Spiritus an, das vom Chöre fortgesetzt wurde. Daran reihte sich die ebenfalls vom Chor gesungene Allerheiligen-Vitanei. Gegen deren Ende erhob sich der Ehrw. Vater mit der Mitra, empfing den äbtlichen Stab und sprach dann gegen die Schwestern gewendet die Segensformel:

Ut has praesentes electas bene + dicere digneris,
Daß du diese Auserwählten hier segnen wollest,
Ut has praesentes electas benedicere et sancti + ficare digneris

Daß du diese Auserwählten segnen und heiligen wollest,
wir bitten dich, erhöre uns.

Nach Beendigung der Vitanei nahm der Ehrw. Vater wieder auf seinem Sitze Platz. Nun nahte der bedeutungsvolle Augenblick: Jede der fünf Schwestern trat einzeln vor und las knieend mit lauter Stimme ihre Professformel. Der Ehrw. Vater aber steckte einer jeden einen kleinen, silbernen Ring an die Hand mit den Worten: „Empfange, meine Tochter, den Ring als ein Zeichen der Vermählung mit dem himmlischen Bräutigam und hüte dich, ihm jemals untreu zu werden.“ Zum Schluß erteilte er jeder den hl. Segen.

In ihren Platz zurückgekehrt stimmten die Schwestern sodann zusammen den Psalmvers an:

Suscipe me, Domine, secundum eloquium tuum et vivam,

Et non confundas me ab expectatione mea. Ps. 118, 116.

Nimm mich auf, o Herr, nach deinem Wort, so werd' ich leben, und laß mich nicht zu Schanden werden in meiner Hoffnung. Dreimal sangen sie zusammen die inhaltsreichen Worte und dreimal wiederholte sie der ganze Chor.

Zum Schluß traten gruppenweise gegen sechzig unserer Schwestern vor und erneuerten ihre hl. Gelübde auf eine bestimmte Zeit.

Kurz darauf begann die stille Messe in violetten Paramenten. Der Chor trug in der Zwischenzeit einige passende Lieder vor, unter anderm das herrliche „Veni, sponsa Christi — Komm, du Braut Christi, und empfang die Krone, die der Herr dir bereitet hat in Ewigkeit!“

Nach der hl. Wandlung schwieg das Harmonium und alle bereiteten sich in tiefem Schweigen auf den Empfang der hl. Kommunion vor. Nach der heiligen Messe stimmte der Ehrw. Vater das Te Deum laudamus an, und den Schluß der schönen Feier bildete der feierliche Segen.

Während der zweiten hl. Messe, welche der hochw. Herr Beichtvater las, sang der Chor in einfach schöner Melodie das herrliche Lied:

„Mit ewigen Banden bin ich nun gefettet
An Jesu Herz, der mich durch's Blut errettet.
Er, der Gekreuzigte, ist jetzt mein Bräutigam,
Der einst verblutete als liebend Gotteslamm usw.“

Gegen 8 Uhr fand ein bescheidenes Frühstück statt. Am Ende des Refektoriums hatten die Schwestern eine erhöhte mit Blumen gezierte Tafel für die fünf Gottesbräute hergerichtet. Bis dahin hatte man wie gewöhn-

lich strenges Stillschweigen beobachtet; jetzt aber wurden von allen Seiten die Glück- und Segenswünsche laut, jede wollte die so Hochbeglückten begrüßen und ihnen den klösterlichen Friedensfuß geben. Ein und wieder verstummte auch der Mund, doch der Blick aus tränenumflortem Auge sprach beredter als alle Worte.

Bald trennte man sich und ging den gewohnten Berufsarbeiten nach. Nur die fünf Auserwählten verbrachten den größten Teil des Tages in der Nähe des Tabernakels. Was sie in diesen Stunden hl. Weihe und tiefster Sammlung alles gebetet und welche Entschlüsse sie gefaßt, bleibt ihr Geheimnis und gut in es des Königs Geheimnis zu bewahren. Nur dies Eine dürfen wir verraten, daß sie dabei auch gar innig um das Heil der armen Heiden gebetet:

„Sein Blut, das auf dem Leidenspfad so reich geflossen,
Ward auch für arme Heiden einst vergossen,
Drum fleh' ich bei dem Schwur der ewigen Treu
Herr, mach auch sie in deinem Blute neu!
Nimm alles mir, was festset an die Erde,
Nur gib mir Kraft, daß fruchtbar werde
An vielen Seelen dies dein kostbar Blut
Durch meine Lieb zu dir, durch Leiden, Opfermut.“

Um 12 Uhr begab sich die Gemeinde wie sonst zum Mittagstisch. Eine der ältesten Schwestern rechnete es sich zu nicht geringer Ehre an, in blendend weißer Schürze die fünf Auserwählten bedienen zu dürfen. Die Tischlegung wurde abgekürzt, denn man sehnte sich nach gegenseitigem Austausch der Gefühle.

Zuerst trat die älteste Professschwester vor und verlas eine in gebundener Rede verfaßte Glückwunschs-Adresse, worin u. a. jede der fünf Bräute in eine der hl. fünf Wunden des göttlichen Erlösers eingeschlossen wurde; erinnerte doch die hl. Fünffzahl unwillkürlich an die fünf Hauptquellen, die im Leibe des Herrn, da er am Kreuze hing, für uns geöffnet wurden.

Nach dieser Adresse begann eine lebhaft, höchst gemüthliche Unterhaltung. Blöthlich tauchte der Gedank auf, daß noch einzelne Schwestern fehlten; es waren die Kranken. Schwerfranke hatten wir gottlob nicht, doch mehrere Invaliden. Auch sie sollten heute teil nehmen am gemeinsamen Freudenmahl. Eine gesunde kräftige Schwester ruhte nicht, bis sie alle ins Refektorium gebracht hatte; eine derselben, die auf zwei Krücken geht, trug sie auf den Armen die 17 Stufen hohe Stiege hinab, während eine kleine, schwächlich Schwester deren Krücken im Triumphe vor sich hertrug. Die älteste unserer Mitschwester, die schon 70 Jahr zählt und nur sehr mühsam gehen kann, brachte man gleichfalls herunter. Jede einzelne wurde mit erneuter Freudenrufen begrüßt und zuletzt scharten sich alle um die Festtafel, wie die Kinder um die Mutter. Manche der älteren Schwestern meinten: „Noch nie, solange die Schwestern-Kongregation besteht, haben wir ein so schönes Familienfest gehabt, wie dieses!“ Wiederho rühmte man auch die erhebenden Zeremonien bei der Gelübdeablegung in der Kapelle und alle sprachen ihr Sehnsucht aus, ebenfalls in Balde die ewigen Gelübde ablegen zu dürfen.

Als wir uns nach der Danfsagung vom Refektorium aus in Prozeßion zur Kapelle begaben, standen schon die Schulkinder im Kreuzgange aufgestellt, um ebenfalls die Bräute des lieben Heilandes zu beglückwünschen. Sie brauchten dieselben nicht lange zu suchen, den drei Kränzlein mit den sieben, an die Blutvergießung des Herrn erinnernden Rosen kennzeichneten sie vor alle

Ja, es war ein schöner Tag, den wir da zusammen erlebten und ewiglich unvergänglich wird er allen Insassen unseres Konventes bleiben dieser Vorabend vom Feste Maria-Himmelfahrt des Jahres 1906.

Ein Stück kafferischen Aberglaubens.

Von Br. Gerefina.

Mariahilf. — Vor einiger Zeit kam ich auf dem Wege zwischen hier und St. Patrif an einem Kraale vorbei, in dem eben eine kafferische Hochzeit stattfand. Es war eine Unmasse Volkes beisammen. Da wurde gespielt, getanzt, gesungen, gegessen und getrunken, so lang eben noch ein Bissen Fleisch und ein Tropfen Bier zu haben war.

Da mich viele der Anwesenden kannten, war ich im Nu von allen Seiten umringt und eingeladen, eine Weile bei ihnen zu bleiben, was ich jedoch entschieden ablehnte. Nun boten sie mir Utschwa (Kaffernbier) an. Um sie nicht zu kränken, tat ich, als ob ich trinke und reichte ihnen dann die schwarze, unappetitliche Ukamba, ein großes, in der Form einem Kürbis ähnliches Trinkgefäß dankend zurück.

Bei diesem Anlaß nun sah ich einen Mann, der ein großes, höchst sonderbares Geschwür auf dem Kopfe hatte. Auf meine Frage, was er denn da habe wollte er auf keine Weise mit einer klaren, bestimmten Antwort heraus, sondern wiederholte nur immer die ausweichende Erklärung: „Das ist eine Wohlthat der Amadhloti, der Geister der Verstorbenen. Ich trage dies, damit die Geister mir nicht zürnen.“

Ich hatte keine Zeit mehr zu verlieren und ritt daher rasch fort. In St. Patrif aber beeilte ich mich, Samuel, unsern schwarzen Katecheten, der natürlich von Jugend auf in alle Kafferngebräuche eingeweiht ist, um Aufschluß zu bitten. Dieser lächelte und begann dann mit großer Ausführlichkeit, wie das so kafferischer Gebrauch ist, folgendes zu erzählen:

Dieses Geschwür rührt von einem abergläubischen Gebrauch her. Wird nämlich der Eigentümer eines Kraales krank, so steigt in ihm sogleich die Befürchtung auf, er habe die Geister seiner Vorfahren erzürnt, wahrscheinlich dadurch, daß er ihnen schon lange keine Opfer



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Schwester vom kostbaren Blute auf dem Kirchgange nach der Abtei Mariannhill (ca. 1/4 Stunde Entfernung).

mehr dargebracht habe. Dies aber ist in seinen Augen, das Schlimmste, was ihm begegnen kann.

Denn die Geister der Verstorbenen stehen ihren Nachkommen noch immer sehr nahe, namentlich der Geist des ersten Hauseigentümers. Er, der hier zuerst gelebt hat, der hier gestorben ist und dessen Leib in nächster Nähe der Hütte, im Viehkrall beerdigt wurde, ist der Schutzpatron des ganzen Kraals und der Haupt Helfer in allen Nöten. Will aber als solcher auch anerkannt und gebührend durch Opfer geehrt sein. Bei seinem Tode ging sein Geist etwa sechs Monate vom Kraal fort, kam dann aber in Gestalt einer Schlange wieder zurück. Seine Angehörigen kennen ihn, und niemand wagt es, der geheimnisvollen Schlange ein Leid zuzufügen.

Wird im Kraal jemand krank, vielleicht der Hauseigentümer selbst, so wird ein heidnischer Doktor zu Rate gezogen. Helfen dessen scharfe und zahlreichen Medicinen nichts, so müssen Versöhnungsopfer zu Ehren der Geister der Verstorbenen dargebracht werden. Reiche Leute opfern ein Kind, arme eine Ziege oder zum allerwenigsten ein Huhn. Geschlachtet wird dieses Stück von der ältesten und angesehensten Person im Kraal. Das Blut wird aufgefassen und mit Sorgfalt aufbewahrt; auch wird damit das Innere des Hauses besprengt. Den Zweig hiezu holt das jüngste Kind; kann es noch nicht allein gehen, so



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Zulukaffern beim Mittagmahl.

geht seine Pflegerin mit. Der Doktor empfängt den Zweig aus der Hand des Kindes, taucht ihn in das Opferblut und besprengt nun damit das ganze Haus. Der Kranke aber liegt während dieser Zeremonie mitten in der Hütte, und je mehr Blutstropfen auf ihn fallen, desto größer wird seine Hoffnung auf baldige Genesung.

Nun wird das Opfertier ausgeweidet. Lunge, Leber und Eingeweide werden in die Nähe der Öffnung gelegt, wo die geheimnisvolle Schlange ein- und auszuschlüpfen pflegt. Nun verlassen alle auf eine gewisse Zeit den Kraal, wobei die Galle des Opfertieres mitgenommen wird. Die Kraaltüre bleibt offen stehen.

Der heidnische Doktor aber, der hier als Opferpriester fungiert, ruft nun in feierlicher Weise die Namen all der Verstorbenen, die je hier gewohnt, zumal aber jene der ehemaligen Kraaleigentümer und ladet sie ein, sich am köstlichen Opfermahle, das in der Hütte für sie bereit liege, gütlich zu tun. Alle mögen sie kommen, möchten zusammen brüderlich das Mahl verzehren, dann aber allen Inzassen, namentlich aber dem Kranken, wieder gnädig sein.

Wirklich findet man nach ein paar Tagen das ganze Opfer glattweg aufgezehrt. Daß es die Hunde während der Nacht heimlich gefressen, will der Kaffer nicht glauben, die Geister waren es, die ihr Opfer gnädig angenommen. Er glaubt dies um so eher, weil die viel mißhandelten Hunde es nie wagen, in Gegenwart eines Kaffern ein Fleisch anzurühren. Erst wenn man sie beim Namen gerufen und man ihnen den Bissen direkt hingeworfen hat, dürfen sie solches nehmen.

Nun kommen wir erst zum eigentlichen Kern unserer Geschichte. Nach der Rückkehr in den Kraal wird nämlich dem Kranken die mitgenommene Galle mittels eines Röhrchens unter die Kopfhaut geblasen. Die Operation ist sehr schmerzlich und dauert oft stundenlang, wird aber vom Kranken, der keinen einzigen Schmerzenslaut von sich gibt, in stoischer Geduld ertragen. Anfangs wird die Wunde etwas verbunden, später trägt er sein Geschwür offen, und mancher hat viele Monate lang daran zu laborieren. Er ist stolz auf sein Geschwür, fühlt sich als einen Liebling der Geister und hielt es für eine Sünde, an solch heiligster Wunde Heilversuche anzustellen.

Unsere Neubefehrten lachen nun über solchen Aberglauben; bei einem Heiden aber wäre es vergebliche Mühe, ihn eines Bessern belehren zu wollen.

Bitte um ein Missions-Glöcklein.

Von unsern größern Missionsstationen aus wurden im Laufe der letzten Jahre wieder mehrere Filialen und Katechesenstellen gegründet. Damit stellte sich aber von neuem das Bedürfnis nach mehreren kleinen Glocken ein.

Der Vorzug so eines Glöckleins wurde schon mehrfach im Vergißmeinnicht betont. Wie beschwerlich und zeitraubend ist es jedesmal für den Katecheten oder Missionär, wenn er bei seinen Besuchen die Leute aus den oft weit zerstreuten Kraals mühsam zusammenrufen muß. Steht ihm dagegen ein Glöcklein zur Verfügung und klingt dessen silberheller Ton weithin über Berg und Tal, so ist ihm damit nicht nur Zeit und Mühe erspart, sondern der reine heilige Glockenton, der oft wunderbarer das Herz berührt als die beste Predigt, hat zugleich die Christen und Katechumenen

zum Unterricht und Gottesdienst schon trefflich disponiert.

Ähnlich ist es bei der heiligen Messe. Kommt da zum Beginn kein Glockenzeichen und ist es sogar bei der Wandlung still und öde wie am Char-Freitag, so fehlt einfach etwas Wesentliches.

Noch mehr: Der Missionär und Katechet muß wieder fort, es warten seiner Hirtenpflege noch andere Schäflein, und es kann unter Umständen eine volle Woche und darüber anstehen, bis er wieder kommt. Welch' eine Wohltat nun für eine Filiale, wenn sie ihr eigenes Glöcklein hat, und sein Ruf jeden Morgen, Mittag und Abend zum Angelus erschallt. Die ganze Gegend bekommt dadurch ein christliches, spezifisch katholisches Gepräge, und manch inniges Gebet steigt infolge dieses Glöckleins zum Himmel empor.

Wer von unsern edlen Gönnern und Wohltätern will nun uns und unsern schwarzen Christen und Katechumenen diese Freude machen? Am willkommensten wäre uns eine Glocke im ungefähren Gewicht von 80—100 Pfund, damit der Klang auch für entfernt wohnende noch hörbar ist.

Des reichsten Gottessegens für Zeit und Ewigkeit dürste der hochherzige Spender bezw. die edle Spenderin sicher sein. Schon der bloße Gedanke, im fernem Heidenland ein Glöcklein gestiftet zu haben, das in hundert Jahren und noch später die Schwarzen zur Predigt und zum Gottesdienst zusammenruft, dürste manch fromme Seele zu solch einem Opfer begeistern. Tausendfaches „Vergelt's Gott“ zum voraus!

Mariannahill, 11. November 1906.

Die Redaktion des Vergißmeinnicht.

Gedenke der Mutter!

Denk' an das Aug', das dich bewacht,
Als Kind seit deinen frühesten Tagen!
Denk' an die Hand, die manche Nacht
Dich hat gepflegt in bitt'ren Tagen!
Denk' an das Herz, das dich geliebt,
Das alles gern für dich getragen!
Das Mutterherz, das alles gibt,
Am wärmsten hat's für dich geschlagen.

Von Holland über Belgisch-Kongo nach Mariannahill.

Von ehrw. Schwester Paula.

Mariannahill. — Wie der Mehrzahl unserer geehrten Lesern bekannt ist, sind einige unserer Schwestern seit etwa acht Jahren auch in der von Westmaller Mönchen am Kongo gegründeten Trappistenmission tätig. Den kirchlichen Vorschriften gemäß soll in allen unsern Häusern wenigstens zeitweilig die reguläre Visitation abgehalten werden, damit sich alle Mitglieder der Genossenschaft als Kinder einer Familie fühlen und all ihr Wirken vom Segen des Gehorsams begleitet sei.

Schon vor zwei Jahren wollte unsere ehrw. Mutter Generaloberin von Europa aus, wo sie eben das Probehaus Heilig-Blut in Holland visitiert hatte, nach dem Kongo gehen, doch traten damals dem Werk unvorhergesehene Schwierigkeiten entgegen. Nun aber wurde die ehrw. Schwester Paula, z. B. Oberin vom genannten Kloster Heilig-Blut, mit der Visitation der Schwestern

am Kongo betraut. Ihrem interessanten Reiseberichte entnehmen wir in Kürze folgendes:

Am 4. April 1906 verließ ich in Begleitung unserer M. Schwester Floriana unsere traute Einsamkeit in Heilig-Blut und gingen auf dem belgischen Dampfer „Philippine“ an Bord. Hier trafen wir mit zwei Priestern und einem Chorreligiosen von Westmali, sowie mit fünf Missionschwwestern aus Namur, die ihrerseits von einem französischen Priester begleitet waren, zusammen und freuten uns herzlich, die weite Reise in solch guter Gesellschaft machen zu können.

Wohl äußerte einer der vielen müßigen Zuschauer am Hafen von Antwerpen, die Befürchtung, das Schiff, welches so viel religiöse Passagiere mit sich führe, könnte untergehen. Glücklicher Weise täuschte sich der gute Herr, denn wir hatten bis zur Kongomündung eine so außerordentlich günstige Fahrt, daß selbst der Kapitän behauptete, noch nie eine so gute Kongoreise gemacht zu haben. Mit Ausnahme eines einzigen stürmischen Tages im berühmten Meerbusen von Bis-laya hatten wir täglich mehrere heilige Messen. Die schöne Feier fand jeden Morgen in dem hierfür trefflich eingerichteten Damensalon ohne irgendwelche Störung seitens der Mitpassagiere oder der Schiffsmannschaft statt. An Sonntagen war eine der hl. Messen etwas später im großen Speisesaal, und fand sich jedesmal die überwiegende Mehrzahl der Mitpassagiere dazu ein.

Da übrigens so eine Seereise schon wiederholt im Bergheimnisch geschildert wurde, kann ich mich kurz fassen und will mich auf einzelne, den Kongostaat selbst betreffende Bemerkungen beschränken. Zentralafrika ist seines ungefunten, fieberreichen Klimas wegen ein gefährdetes Land, doch hat es auch seine unlegbaren Vorzüge und weist es zum Teil großartige Naturschönheiten auf. Am untern Kongo ist das Land meist rauher, zerklüfteter Felsboden, wenig geeignet zu landwirtschaftlicher Kultur. Europäische Früchte

und Gemüse finden schon gar kein Fortkommen. Auch herrscht dort jedes Jahr viele Monate hindurch eine vollständige Trockenheit, welche bei der glühenden, afrikanischen Hitze alles Grün vernichtet. Am Ober-Kongo, der eigentlich aus einem einzigen großen Wald besteht, ist das Land der häufigen Gewitter und Niederschläge wegen bedeutend fruchtbarer. Es gedeiht hier neben verschiedenen guten Südfrüchten etwas europäisches Gemüse. Doch europäische Feldfrüchte und Obst kann man hier nicht gewinnen. Auch das Hornvieh läßt sich nicht erhalten. Man kennt hier nur Schafe, Ziegen und einiges Federvieh. Um die Gesundheit der Missionäre und Schwestern nur einigermaßen zu erhalten, muß man viele Lebensmittel von Europa einführen, was bei den hohen Transportkosten mit großen Auslagen verbunden ist und naturgemäß die Zahl der Missionsmitglieder sehr beschränkt.

Doch nun zu unserer Reiseroute selbst: Am 25. April landeten wir in Matakati, an der Kongomündung. Hier gab es einen mehrtägigen Aufenthalt, während

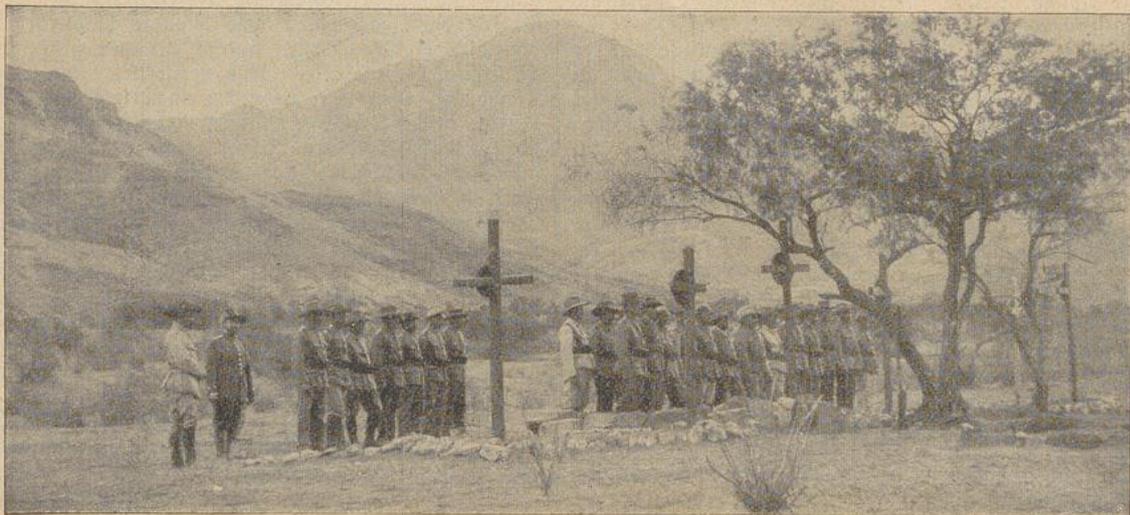
dessen uns die Schwestern von Gent, in deren Hospital wir wohnten, alle nur erdenkliche Gastfreundschaft erwiesen. Die Missionschwwestern von Namur, welche von hier aus die Bahn bis Kisantu, ihrem Bestimmungsort benützen konnten, reisten schon am 26. April dort hin ab. Am 27. waren sie am Ziel; wir aber mußten die Eisenbahn bis Leopoldville benützen und von da noch 10 Tage mit dem Fluß-Dampfer im Kongo stromaufwärts fahren. Diese kleinen Dampfer fahren sehr unregelmäßig, weshalb so eine Reise mit manch unliebsamem Aufenthalt verbunden ist.

Am 4. Mai fuhrten wir von Matakati ab und kamen noch am gleichen Tage bis Thaisville, wo wir in der Mission der belgischen Redemptoristen freundliche Nachtherberge fanden. Am 5. Mai ging es nach Leopoldville. Hier hieß es volle sieben Tage warten! Während dieser Zeit ermiest uns der hochw. Herr Bischof, Monsignore



Ein getötetes Krokodill wird nach Europa verladen.

Diese gefährlichen Raubtiere leben in großer Zahl in den meisten afrikanischen Flüßen und viele Menschen fallen demselben jährlich zum Opfer. In dem Magen eines dieser 3 Meter langen Unholde fand man vor einiger Zeit 25 messingene Armbänder, und einen Ballen Kopshaare, welche der fast beneidenswerten Verdauungsfähigkeit dieses Tieres allein noch Widerstand geleistet hatten. Die Krokodile leben bekanntlich sowohl im Wasser wie auf dem Lande, was die Jagd, welche einheimische wie europäische Jäger mit großem Erfolge auf dieselben machen, bedeutend erleichtert. Aus der Haut des Tieres werden hübsche Lederartikel (Taschen, Geldbeutel etc.) verfertigt.



Aus Deutsch-Südwestafrika: Militärisches Begräbnis in Romansdrift.

Durch den aufreibenden Dienst, durch die Hinterlist des verschlagenen Seguers und infolge des mörderischen Klimas büßt gar mancher tapfere Soldat dort sein Leben ein, den die Kameraden dann mit allen militärischen Ehren begraben.

Konsole die liebevollste Gastfreundschaft. Am 12. Mai rüstete sich endlich die „Prinzess Klementine“ zur Abfahrt nach dem Ober-Kongo. Es war eines der kleinsten Schiffe dieser Strecke, das nur 14 europäische Passagiere aufnehmen konnte; etwa 50–60 Eingeborene bezogen das Unterdeck des Schiffes.

Diese Schiffe fahren nur unter Tags, von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends. Bei Sonnenuntergang wird an einer Uferseite angelegt. Hier müssen alle Schwarzen ans Land, wo sie entweder unter freiem Himmel oder unter einem selbst mitgebrachten Zelte ihr Nachtquartier aufschlagen können. War das jedesmal ein Lärmen und Schreien bis all diese Leute samt ihrem Proviant und dem nötigen Hausgerät glücklich am Land waren! Alle mußten in unmittelbarer Nähe am Ufer bleiben, um vom Schiff aus gehörig überwacht werden zu können. Sie gruppieren sich in Partien von 6–10 Mann. Jede Gruppe zündete sodann ein kleines Holzfeuer an, um ihre Mahlzeit, die einzige während des ganzen Tages, zu bereiten. Einige hatten ihre Frauen bei sich; fehlte einer Gruppe die Frau, so mußten eben die Männer das Kochen übernehmen. Ihre Mahlzeit bestand in einheimischen Wurzeln, Gemüse und getrockneten Fischen. Einzelne hatten auch etwas Mais oder Reis als Zugabe. Trotz des bei Schwarzen unvermeidlichen Lärmens und Schreiens ging doch alles höchst friedlich ab. Um 9 Uhr wurde vom Schiff aus ein Signal gegeben — und nun wurde mit einem Schlage alles mäuschenstill. Stumm nahm jeder Schwarze seine Matte, wickelte sich wie eine Puppe in dieselbe ein und alles legte sich rund um die Feuerstellen zum Schlafen nieder. Erst Morgens um 5 Uhr wurde durch ein zweites Schiffssignal alles wieder lebendig. Die Schiffsbrücke, welche am Abend zurückgezogen worden war, wurde nun wieder angelegt, und bis sechs Uhr mußten alle auf dem Schiffe sein.

Dieses alles ging mit großer Regelmäßigkeit Tag für Tag vor sich. Nur einmal — es war am 18. Mai — kam ein beklagenswerter Unfall vor. Am genannten Tag gingen mehrere Passagiere ans Ufer,

um zu baden, darunter auch ein junger Mann von etwa 23 Jahren. Letzterer verschwand plötzlich lautlos in der Tiefe. Wohl bot der Kapitän, wie alle übrigen, alles auf, den Verlorenen wieder zu finden; vergebens, er war einfach spurlos verschwunden. Man hatte im Laufe des Nachmittags mehrere Krokodile gesehen, und so vermutete man, der Vermisste sei von einem solchen Ungeheuer, von denen der Kongo fanntlich voll ist, erfaßt und jählings in die Tiefe gezogen worden. Die Bestürzung über dieses Unglück war allgemein.

Im übrigen ging die Fahrt recht gut von statten. Die Bitterung jedoch war drückend heiß, kein Lüftchen regte sich, und so ergriff mich schon am zweiten Tag das Malariafieber mit großer Festigkeit. Zum Glück blieb Schwester Floriana davon verschont. Unter ihrer sorgsamsten Pflege war ich nach acht Tagen wieder fieberfrei und habe mich dann wieder rasch erholt.

Am 21. Mai nachmittags drei Uhr landeten wir in Coquilhatville. Die Hochw. Trappistenväter hatten hier eine Missionsstation, in welcher einer der mitreisenden Patres früher tätig war. Wer beschreibt nun den Jubel und die Freude der Eingeborenen, als sie ihren früheren geistlichen Vater wieder sahen? Schon von weitem schrien und hupften sie wie die Kinder, schwenkten die Arme und gaben ihm durch alle möglichen Gebärden und Gesten ihre maßlose Freude zu erkennen. Als er aber zu ihnen ans Land kam, wollte das Begrüßen und Händedrüken gar kein Ende mehr nehmen. Man hätte fast glauben können, sie wollten ihn einfach erdrücken und aufspeisen.

Auch wir Schwestern blieben nicht unbeachtet. Mehrere der hiesigen jungen Christenfrauen waren bei unsern Schwestern in Bamania erzogen worden, und somit waren ihnen die „roten Schwestern“ nicht mehr fremd. Wegen der vom Fieber zurückgebliebenen Schwäche durfte ich aber nicht wagen, in der vollen Sonnenhitze ans Land zu gehen, und somit beschränkte sich unsere Begrüßung auf gegenseitiges Winken und freundlichen Zuruf.

Gegen 4 Uhr kamen zwei unserer Schwestern von Bamania mit einer größern eisernen Piroque (Kahn), um uns abzuholen. Zwei kleinere Boote nahmen das Gepäck zc. mit. Während wir nun auf dem Wasserweg langsam stromaufwärts fuhren, gingen die hochw. Patres auf dem näheren Fußweg mitten durch den Wald der Missionsstation zu.

Gegen 8 Uhr Abends waren wir endlich glücklich in Bamania, das noch etwa einen Kilometer vom Fluß entfernt ist. Die Schwestern waren uns mit ihren Kindern bis zum Fluß entgegen gekommen. Es war stockfinstere Nacht, und die neugierige Kinderschar war schrecklich unzufrieden, daß sie die „neuen Mamas“ nicht besser sehen konnten. Doch, sie wußten sich zu helfen, nur war das schnell ausgedachte Hilfsmittel etwas gefährlicher Art. Der Weg führte nämlich zwischen einigen Bananensfeldern und dem neu angelegten Christendorf, dessen Dütten in zwei Reihen der

müde von all dem Trubel des ganzen Tages, bald zur Ruhe.

Ich verweilte zwei Monate in dieser Mission und hatte somit vielfach Gelegenheit, Land und Leute näher kennen zu lernen. Die alten heidnischen Kongonesen sind die reinsten Kannibalen (Menschenfresser), was schon ihre ganze äußere Erscheinung verrät. Gegenwärtig darf sich das Laster allerdings nicht mehr öffentlich zeigen, da die Regierung sehr strenge Strafen darauf gesetzt hat, allein im geheimen kommt Menschenfresserei noch immer vor. Sogar in der Nähe unserer zweiten Missionsstation, Mpaku, kam noch zuweilen der eine oder der andere Fall vor.

Die Frauen sind in den Augen des heidnischen Kongonesen einfach ein Handelsartikel. Von einer Trauung oder Hochzeit ist da keine Rede, sondern jeder Mann kauft oder verkauft einfach so viele Frauen, als er will und soweit seine Mittel es eben erlauben.

Neben den katholischen Missionen entfalten am Kongo besonders die protestantischen englischen und amerikanischen Baptisten eine rege Tätigkeit, sie haben viele Stationen gegründet, wobei ihnen ihre Dampfer gute Dienste leisteten. Neben denselben arbeiten ferner noch die protest. englische Basolo-Mission, die amerikanische Bishop-Taylor's-Mission, der schwedische Missionsverein und andere mehr.

Der unabhängige, nur unter der Souveränität des Königs von Belgien stehende Kongostaat umfaßt ca. 2,252,780 Quadratkilometer (ist also ca. 30-mal größer als Bayern) mit rund 14 Millionen Einwohnern.

Neben dem Rotholzbaum und den gigantischen Woll- und Ahnenbrot-Bäumen sind besonders die Del-, Kokos-, Fächer-, Wein- und wilden Dattelpalmen vertreten. Hauptkulturpflanzen sind Mais und Zuckerrohr, daneben Kaffee, Maniok, Bohnen, spanischer Pfeffer, Bananen, Ananas, Zitronen, Orangen und noch viele andere Arten. Von der Tierwelt seien nur erwähnt: Elefanten, Löwen, Leoparden, Giraffen, Nashorn, Flusspferd, Büffel, Antilopen, Affen, Krokodile, giftige Schlangen zc. nebst einer prachtvollen Vogel- und Insekten-Welt.

Der Fluß Kongo ist mit ca. 4640 Kilometer der zweitlängste Strom Afrikas (nach dem Nil) und entspringt in der Nähe des Nyassasees. In seinem zum Teil schiffbaren Mittellaufe, von den sieben Stanleyfällen bis zum nahezu 600 Quadratkilometer großen Stanley-Pool (See) ist der Strom von zahllosen Inseln bedeckt und von 1 bis 9 Kilometer, an einer Stelle gar 30 Kilometer breit. Dann folgen aber große Felspartien und Stromschnellen, so daß der Unterlauf vom Meere aus nur ca. 180 Kilometer weit befahren werden kann. An der Mündung ist der Kongo ca. 11 Kilometer breit und wird von zwei langen Inselreihen in drei Arme geteilt.



Wohnung der Missionschwestern vom kostbaren Blut in Bamania am Kongo.

Die Schwestern sind dort in der Mission der belgischen Trappisten von Westmalle segensreich tätig.

Straße entlang standen, hindurch. Hier eilten nun einige größere Schulkinder voraus, machten sich Stöcke von dürren Bananenblättern oder ergriffen irgend ein Stück Holz und zündeten es an dem Herdfeuer der Dorfleute an. So entstand nun auf einmal den ganzen Weg entlang eine Reihe brennender Fackeln. Kamen wir nun einer solchen Fackel näher, so waren wir Neulinge im Nu von einem ganzen Schwarme dieser schwarzen Krausköpfe umringt. Sie hielten uns die Fackeln möglichst nahe ins Gesicht und schriekten uns dabei von rechts und links so urkräftig ihr „Willkommen“ zu, daß uns die Ohren gelten. Dieses Manöver wiederholte sich von einer Fackel zur andern.

Zum Glück kamen jetzt auch die neuen Trappistenmissionäre an. Nun wandte sich der Jubel und die jarte Aufmerksamkeit der Kinder diesen zu. Wir gingen der Schwesternwohnung zu, begrüßten zunächst den lieben Heiland im Tabernakel, dankten ihm für die glücklich überstandene Reise und begaben uns dann,

stirbt ein Mann, so werden seine hinterlassenen Frauen als Erbgut unter die nächsten Verwandten verteilt. Die Frau ist die bloße Sklavin des Mannes. Sie darf nicht mit ihm zusammen essen, auch sind ihr gewisse Fische, die der Mann isst, nicht gestattet, und auf dem Weg darf sie es niemals wagen, neben ihrem Mann zu gehen, sondern muß schön bescheiden einige Schritte hinter ihm zurückbleiben. Die natürliche Folge davon ist, daß das weibliche Geschlecht am Kongo auch seiner geistigen Entwicklung nach weit hinter dem männlichen zurücksteht.

Schon dieser Punkt stellt der Christianisierung der Kongonesen eine Hauptschwierigkeit entgegen. Um so bewunderungswürdiger erschienen mir die wirklich großartigen Erfolge der hiesigen Missionäre. In der Nähe unserer beiden Stationen Bamania und Mpaku, wo auch unsere Schwestern in der Erziehung des weiblichen Teiles der Bevölkerung in der Mission tätig sind, haben sich schon ganz ansehnliche Dörfer gebildet.

Die Mehrzahl ihrer Bewohner genoß früher Unterricht und Erziehung in unseren Schulen, und auch jetzt noch betrachten sie sich als Kinder unseres Hauses und lassen sich willig von den Trappisten-Missionären leiten. Selbst an Wochentagen kommen sie fleißig zur hl. Messe, sowie zum Unterricht und den gemeinschaftlichen Gebeten, an Sonntagen aber vermögen die beiden ziemlich geräumigen Missionskirchen die Zahl der schwarzen Gläubigen kaum zu fassen. Ihr Verhalten ist in hohem Grade erbauend, sowohl in der Kirche, wie im gewöhnlichen Verkehr. Von den altheidnischen Sitten und Gebräuchen ist da gottlob wenig mehr zu sehen. Eine reiche Seelenernte machen unsere Missionäre auch auf verschiedenen Nebenstationen, wo keine Kostschulen bestehen, sondern nur einfache Katechistenstellen mit einer Kapelle und Tagesschule.

Seit Jahren boten die Missionäre alles auf, die Frauen im Familienleben den Männern näher zu bringen, daß sie z. B. in einer Hütte zusammen wohnen, gemeinsam am gleichen Tische essen, miteinander zur Kirche gehen usw. Doch das hält bis zur Stunde noch immer schwer, und zwar sind es merkwürdigerweise gerade die Frauen, die hier Schwierigkeiten machen. Sie meinen so eine Gleichstellung mit ihren Männern schade sich nicht, so tief steckt noch in ihnen die alte heidnische Sitte und Denkungsart.

Die Schlafkrankheit, von der in unserm Blättchen schon so oft die Rede war, richtet in ganz Zentralafrika ungeheure Verheerung an. Man muß das Elend dieser armen Leute persönlich gesehen haben, um sich einen Begriff von dieser furchtbaren Krankheit machen zu können. Sowohl in Bamania, wie in Mpafu haben unsere Schwestern immer über fünfzig Schlafkranke in Pflege. Doch man könnte noch unendlich mehr tun, wenn nur mehr Mittel und Kräfte zur Verfügung ständen.

Für die Angehörigen unserer am Kongo wirkenden Missionschwestern sei mir noch die Bemerkung gestattet, daß sich dieselben in ihrem schönen Berufe sehr glücklich fühlen. Sie haben mit Gottes Gnade schon außerordentlich viel Gutes getan und erfreuen sich allseitig der größten Liebe und Hochachtung. Trotz der vielen Opfer, die sie in dem ungesunden Klima zu bringen haben, erklärten alle zehn Schwestern einstimmig, daß sie nur die Pflicht des Gehorsams veranlassen könnte, zur Kräftigung ihrer Gesundheit nach Europa zu reisen. Schwester Pia hätte auf der Rückreise meine Begleiterin machen sollen, allein da ich sah, daß für bloß 9 Schwestern auf zwei Missionsstationen allzuviel Arbeit sei, zog ich es vor, alleinig zu reisen, da man auf so einer Tour fast immer irgendeine religiöse Gesellschaft antrifft.

Am 14. Juli 1906 verließ ich also Bamania wieder. Am 15. ging ich auf dem „Brabant“, einem der größten Kongoboote, an Bord. Hier fand ich einen Missionspriester vom hl. Herzen Jesu, sowie einen unserer Trappisten-Missionäre aus Bamania, sodaß ich von Coquilhatville bis Matakti schon eine recht gute Begleitung hatte. Stromabwärts nahm die Fahrt auf dem Kongo nur sechs Tage in Anspruch. Dazu hatten wir diesmal fast immer einen frischen, kräftigen Wind, der die Fieber erzeugenden Miasmen verdrängte.

In Matakti fand ich am 25. Juli willkommenen Anschluß nach der portugiesischen Hafenstadt Loanda, wo ich im städtischen Hospital, das unter der Leitung kathol. Franziskanerinnen steht, recht herzliche Aufnahme fand. Wie wohlthuend berührt doch das Herz in einem

ganz fremden Lande mit unbekannter Sprache solch echt christliche Liebe und Gastfreundschaft!

Volle drei Wochen mußte ich hier warten, bis sich endlich Gelegenheit fand, mit dem Schnelldampfer „Portugal“ nach Natal weiterzureisen. Am 1. September traf ich wohlbehalten in Mariannhill, meiner alten, teuren afrikanischen Heimat ein, wo ich nun dem Wunsche unserer lieben ehrwürdigen Mutter gemäß, noch einige Zeit verweilen darf.“

Aus dem Missionsleben am Kilimandscharo.

Von Schw. Amabilis.

Riboscho. — Manchen unserer Leser dürfte es wohl interessieren, wieder einmal etwas von der deutsch-ostafrikanischen Mission am Kilimandscharo zu hören. Zunächst nur einige kurze Notizen:

Am hl. Weihnachtsfeste 1905 hatten 54 unserer schwarzen Kinder das Glück, zum erstenmal den hl. Heiland in der hl. Kommunion zu empfangen. Bei diesem Anlaß bekamen alle Erstkommunikanten ein einfaches weißes Kleid geschenkt. Wohl ist dasselbe aus ganz billigem Stoff, wie er eben hierzulande eingeführt ist, doch in den Augen der Schwarzen ist das jedesmal — auch die Täuflinge bekommen so ein weißes Kleid — ein Schatz ohnegleichen und trägt nicht wenig zur Erhöhung ihrer Festfreude bei.

Am hochheiligen Ostersfeste 1906 wurden 65 Erwachsene getauft; darunter befanden sich mehrere alte Greise mit zahllosen Falten und Runzeln im Gesicht; auch sie, die Hochbetagten, waren an diesem großen Doppelfeste zu Kindern Gottes geworden. Der darauffolgende weiße Sonntag aber sah 45 Erstkommunikanten dem Tische des Herrn sich nahen, meistens alte Leute, Großmütter und Urgroßväter, deren Kinder und Enkel ebenfalls zu den Neubekehrten zählten. Zitternd vor Ehrfurcht empfingen diese guten Alten zum erstenmale in ihrem langen Leben ihren Herrn und Gott im Sakramente seiner Liebe. Ich dachte an die Arbeiter im Evangelium, die zur ersten Stunde gekommen waren und dennoch den vollen Lohn erhielten. Ach die guten Greise weinten vor Freude und Seligkeit und sahen sich überreich belohnt für alle die Mühen und Beschwerden, denen sie sich während der dreimonatlichen Vorbereitungszeit unterzogen hatten. Denn manche von ihnen wohnten weit entfernt und waren dennoch Tag für Tag zur hl. Messe und zum Kommunion-Unterricht gekommen, selbst beim schlechtesten Wetter.

Das Leben dieser Leute fließt im allgemeinen in großer Ruhe und Gleichförmigkeit dahin. Sehr einfach ist auch ihre Nahrung. Gewöhnlich leben die Wadschaggas — dies der Name des hiesigen Volksstammes — von Bananen, Mais, Bohnen und Süßkartoffeln. Ihr Herd besteht aus drei großen, in den Boden eingelassenen Steinen. Auf diese Steine stellen sie ihren selbstverfertigten irdenen Topf, welcher die Gestalt eines riesigen Kürbisses hat. Die Bananen braten sie am offenen Feuer; übrigens machen sie auch eine Art Suppe davon, die sie mit Bohnen vermischen. Sie essen nur zweimal des Tags, am Mittag und gegen Abend. Unsere Schulkinder essen in der Regel erst, wenn sie vom Unterricht nach Hause kommen.

Ebenso ist ihr Nachtlager höchst einfach. Einige dürre Bananenblätter auf den nackten Boden ihrer Hütte gestreut, das ist alles. Es zeigt schon einen ge-

wissen Grad von Vornehmtheit an, wenn sich einer als Lagerstätte ein mit Brettern belegtes primitives Gerüst herstellt und ein zierlich geschnitztes Holzlöschchen zum Kopflissen hat. Der arme Mann schiebt einfach einen Stein oder irgend ein Stück Holz unter den Kopf.

Stirbt eine unverheiratete, oder besser gesagt, kinderlose Person, so wird ihr Leichnam nicht begraben, sondern einfach ins Gebüsch geworfen. Sie ist der Beerdigung nicht wert, denn sie hat keine Nachkommen

hinterlassen, hat rein umsonst gelebt und soll nun deshalb die Beute der Hyänen und Leoparden werden.

Wie bei allen Schwarzen, so ist auch bei den Wadschaggas der Aberglaube in hoher Blüte. Aus vielen Beispielen nur eines: Leytes Frühjahr, d. h. in den Monaten August und September, bestellte alles, jung und alt, mit großem Eifer die Schamben (Felder). Doch siehe, plötzlich hörte alles mit der Arbeit auf; kein Mensch ließ sich mehr auf dem Felde sehen.

Unser Erstaunen war groß, denn solch eine Handlungsweise war einfach unerhört. Wir stellten Erkundigungen an und da hörten wir nun folgendes: „Niemand darf heuer etwas pflanzen, denn die ganze Natur hat sich empört. Sogar Umbi (eine einheimische Gartenfrucht) und die Bohne, der Leopard, der Affe und die Wildsau sind dagegen. Der Umbi sagte: Wenn ich heuer gegen die Erlaubnis des Häuptlings — die eigentlichen Urheber dieses Unsinnns waren die Zauberer mit dem Häuptling — gepflanzt werde, so werde ich nur zur Nachtzeit blühen und werde keine Frucht bringen, im Gegenteil das ganze Land in Finsternis einhüllen. Die großen Bohnen sagten: Wir wollen nicht, daß Mais unter uns gefät werde. Geschicht es dennoch, so gehen wir davon. Die kleinen Bohnen aber wollten nicht unter die schwarzen gepflanzt werden. Der Leopard kündigte einem Manne an: Du mußt sterben, es sei denn du schlachtest die erste Kuh, die an der Türe steht. Natürlich opferte der aufs höchste erschrockene Mann sogleich seine beste Kuh.

Sogar verschiedene Christen ließen sich anfangs durch diese und ähnliche Gerüchte betören, bis P. Superior dazwischentrat und ihnen in der Predigt das Lächerliche und Unvernünftige dieses Benehmens ausein角度setzte. Das wirkte! Sie sahen ihre Verkehrt-



Auf der Missionsreise in Deutsch-Ost-Afrika.

Mangels Eisenbahnen und vielerorts auch mangels fahrbarer Wege erfordert eine Reise nach dem Innern Afrikas je nach Entfernung und Gepäc sehr viele Träger, selbst bewaffnete Soldaten und Führer, weshalb solche Reisen nicht nur sehr zeitraubend, sondern auch kostspielig sind.

heit ein und gingen am nächsten Morgen sofort wieder aufs Feld. Das Beispiel der Christen wirkte auch auf die Heiden, sodaß in wenigen Tagen wieder alles arbeitete wie zuvor. Gott segnete ihre Arbeit, sodaß im Herbst alle gestanden, sie hätten seit Jahren keine so reichliche Ernte gehabt wie heuer. Zum Zeichen des Dankes brachten nicht nur die Christen, sondern auch viele Heiden dem P. Superior einen Teil ihrer Ernte. —

Jüngst waren wir bei unserm Häuptling auf Besuch. Er hatte uns schon wiederholt und dringend eingeladen und so glaubten wir nicht länger zögern zu dürfen. In der Nähe seiner Wohnung angekommen, schickten wir einen Boten voraus, uns anzumelden. Der Weg durch drei recht reinlich und sauber gehaltene Höfe führte uns zur eigentlichen Residenz. Der Häuptling empfing uns mit gewinnender Herzlichkeit. Um uns seine volle Aufmerksamkeit schenken zu können, hatte er mit Ausnahme zweier Diener seinen ganzen Hofstaat entlassen. Zuerst mußten wir auf Ehrensitz Platz nehmen, dann führte er uns in sein Wohnzimmer und zeigte uns alle seine Sachen, namentlich aber seine Lagerstätte, ein einfaches Brettergestell mit einer rauhen Decke, auf die er besonders viel zu halten schien.

Wir unsererseits überreichten nun einige Geschenke, die uns kürzlich von hochherzigen europäischen Wohltätern zugegangen waren. Er zeigte sich darüber hocherfreut. Ganz entzückt aber war er über zwei hellglänzende Armbänder aus Messing. Er legte sie sogleich an, obgleich er bereits mehrere trug. Dann erklärte er uns von jedem einzelnen, woher es sei und welche Bedeutung es habe. Namentlich rühmte

er einen einfachen Messingreif. Der besaß in seinen Augen unendlichen Wert, denn er hatte die Kraft, ein verderbliches Fieber fernzuhalten und schützte ihn derart gegen Schlangenbiß, daß er furchtlos auf jede Schlange treten durfte. Selbst wenn sie in sein Essen kam, konnte ihm dies nichts schaden. Als wir auf solche Wundermäre hin unwillkürlich den Reif näher betrachteten, mußte ein Diener sofort das große Messingstück herbeiholen, von dem er abgeschnitten war. Es war dies ein aufgerolltes, schmutziges Messing, das aber gerade seines ehrwürdigen Alters wegen in den Augen seines Besitzers einen unermesslichen Wert zu haben schien.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß uns der Häuptling bezüglich der Mission volle Freiheit läßt. Ob er selber noch einmal das Glück haben wird, die hl. Taufe zu empfangen, ist allerdings eine andere Frage. Gegenwärtig steckt er noch tief im heidnischen Aberglauben; ein weiteres Hindernis für seine Bekehrung sind seine vielen Weiber. Das Merkwürdige dabei ist, daß er fast jeden Sonntag mit all seinen schwarzen Ministern beim Gottesdienst erscheint.

Eines seiner Kinder, ein Knabe von 12—13 Jahren, ist bereits getauft und wurde sogar auf das allgemeine Verlangen des Volkes von der deutschen Regierung zum Häuptling ernannt. Doch führt der Vater bis zur Volljährigkeit seines Sohnes noch nominell die Oberhand. So haben wir wenigstens die Hoffnung, in wenigen Jahren einen einheimischen christlichen Häuptling zu besitzen.

Auf den Wunsch seines Vaters wurde er jüngst zur weiteren Ausbildung in die Missionschule gebracht. Er hat gutes Talent und zeigt sich in allem recht eifrig, namentlich aber in der Erlernung der deutschen Sprache. In unsern Schulen wird nämlich neben Kisuaheli auch Deutsch gelehrt; seine Muttersprache ist Kishagga.

Gebe Gott, daß sich die vielen Hoffnungen, die wir gegenwärtig auf diesen Häuptlingssohn setzen, im Laufe der Jahre auch erfüllen!

Aus „**Modernes ABC**“ von P. Brors, S. J.

Mit Erlaubnis des Verfassers.

Ablaf.

Die Gegner sagen:

Die römische Ablaflehre ist unbiblich; gar erst der Ablafhandel ist eine Schmach für die katholische Kirche (Zeigel). Frühzeitig hat sich im Volke die Auffassung gebildet, daß der Ablaf so viel sei wie Sündenvergebung. (Tschadert S. 89.)

Was ist darauf zu antworten?

Wer so kühn behauptet, etwas sei unbiblich, der sagt damit, der fragliche Punkt komme nicht nur nicht vor in der Bibel, sondern stehe mit den Lehren der Bibel gar nicht in Einklang, vielmehr in Widerspruch. Der das behauptet, muß also recht bibelfest sein und genau wissen, was in der Bibel steht. Ist unser Ablafgegner in dieser Lage? Wir behaupten gegen ihn: Nein, das ist er nicht; er flunkert nur mit seiner Behauptung. Die Lehre der Bibel steht nicht nur nicht im Widerspruch mit der Lehre der katholischen Kirche vom Abblasse, sondern sie weist geradezu auf den Ablaf hin.

Was ist Ablaf? Die katholische Kirche, jeder katholische Katechismus und jedes ein wenig unterrichtete Kind sagt: Ablaf ist die außerhalb des Bußsakraments gewährte Nachlassung zeitlicher Sündenstrafen, welche nach Vergebung der Sündenschuld noch zu büßen übrig bleiben.

In der hl. Schrift finden wir Beispiele genug, daß Gott seinen Dienern, deren Sünden vergeben waren, dennoch die Sünden mit zeitlichen Strafen geahndet hat. Moses, der Freund Gottes, durfte zur Strafe nicht in das Land Kanaan einziehen, Moses, der doch auf dem Berge Tabor mit Elias bei der Verkürung des Herrn erschien. Das Kind, das David mit Bethsabee erzeugt hatte, starb ihm zur Strafe, trotzdem der Prophet Nathan ihm schon verkündet hatte, daß

ihm die Sünde vergeben sei. Der Nachlaf solcher Sündenstrafen heißt Ablaf.

Unser Ablafgegner befragt aber nicht die katholische Kirche, sondern einen protestantischen, romfeindlichen Gelehrten, und der weiß es besser, daß der katholische Ablaf „Sündenvergebung“ ist. Das kommt mir gerade so vor, als wenn ein Deutscher, der nicht weiß, was der Ausdruck „Auflassung“ des Bürgerlichen Gesetzbuchs bedeutet, einen chinesischen Mandarin dar-



Indische Gaukler mit tanzender Kobraschlange.

Diese Gaukler sind nicht bloß in Indien, sondern auch der afrikanischen Ostküste entlang überall zu treffen; sie sind sehr geschickt in der Zähmung von selbst giftigen Schlangen und führen oft überraschende Taschenspielerkünste aus. Die Vorstellungen sind fast immer auf öffentlichen Plätzen oder Straßen.

über zu Rate zöge und dann zur „Ueberschwemmung durch Auflassen der Wasser Schleusen“ käme.

Von „Ablasshandel“ reden ist eine Verdrehung der kirchlichen Lehre. Die Kirche hat nie Handel getrieben mit Ablassen. Aber sie hat es von ihrem göttlichen Stifter gelernt, daß „Almosengeben“ zu den guten Werken zählt, und die hl. Schrift des alten wie des neuen Testaments schreibt dem Almosen eine sündenreinigende Kraft zu, so daß Gott mit Rücksicht auf dieses die Sündenstrafen, denen der Sünder verfallen ist, um so leichter erlasse. Darum hat die Kirche zu den guten Werken, welche sie gegenwärtig zur Gewinnung des Ablasses fordert, nicht selten auch frommes Almosen gezählt.

Der Kirche Christi die Macht zu bestreiten, Ablässe zu erteilen, ist gar zu komisch. Christus giebt den Aposteln die Macht, Sünden nachzulassen: „Wem ihr die Sünden nachlasset, dem sind sie nachgelassen“ (Joh. 20, 23); er giebt dem Petrus und nachher allen Aposteln die Macht „was immer ihr auf Erden lösen werdet, wird auch im Himmel gelöst sein“ (Matth. 16, 19; 18, 18). Wenn die Apostel den Sündern die Sünden nachlassen und sie vor der Hölle erretten können, so werden sie doch gewiß ihnen auch die Sündenstrafen erlassen und sie vor dem Fegfeuer bewahren und aus dem Fegfeuer erretten können — denn sie können alle Bande lösen, welche uns vom Eingang des Himmels zurückhalten.

Luthers Kampf gegen den Ablass war also töricht; er selbst gesteht auch dem Teufel, daß um seinetwillen — um des Ablasses willen — der Kampf gegen die Kirche nicht angefangen habe. (n. 231 „Teufel“).

(Fortsetzung folgt.)

„Almosengeben armet nicht.“

Es war im Herbst 1878, da brachte eines Tages dem Schreiber dieser Zeilen eine brave Christin von ihren Ersparnissen etliche Mark für die Hungerleidenden in China. Auf die Einwendung, das sei für ihre Verhältnisse ein allzureiches Geschenk, gab sie zur Antwort: „D, es macht mich ganz glücklich, diesen armen Heidenchristen auch was Gutes tun zu können. Mir selbst wird der liebe Gott das Wenige, was ich in meinen alten Tagen noch brauche, wohl nicht verfallen.“ Und siehe, Gottes Lohn blieb nicht lange aus. Einige Tage darauf bekam diese Almosenspenderin ganz unversehrt und unerwartet von einem Wohltäter zwanzig Mark zum Geschenk. Mit freudigem Auge und bewegtem Herzen erzählte sie dem Schreiber dieses von den reichen Zinsen, die ihr Liebeswerk getragen habe. — Dieser schöne Zug christlicher Barmherzigkeit ruft mir folgende Erzählung eines Tiroler Geistlichen in's Gedächtnis zurück: „Ich habe Verwandte, die nach ihrer Verheiratung ein Geschäft anfangen, aber bei allem Fleiß und bei aller Sparsamkeit gar nicht vorwärts kamen. „Frau“, sagte eines Tages der Mann, „so kann's nicht fortgehen, sonst kommen wir an den Bettelstab. Wir müssen ein anderes Mittel probiren. Wir wollen einmal tüchtig Almosen geben.“ Sie taten es — und von der Zeit an ging Alles gut; sie sind jetzt wohlhabende, ja reiche Leute.“ — So hat's auch Gott selbst verheißen: „Wer den Armen gibt, wird nicht darben.“ (Sprw. 28, 27.)

Ein achtungswürdiger Greis von großer Lebenserfahrung richtete auf seinem Sterbebett an seine Kinder

die denkwürdigen Worte: „Ich habe allzeit wahrgenommen, daß jene, die Gott nicht fürchten, fast immer unglücklich sind; daß niemand durch Sonntagsarbeit reich geworden; daß unrechtmäßiges Gut keinen Nutzen bringt; daß das Almosen nie jemanden arm gemacht; daß das Morgen- und Abendgebet die Arbeit nicht aufhält, und daß ein widerspenstiges und zügelloses Kind niemals glücklich gewesen ist.“

Der Zeiger an der Uhr.

Wie oft am Tage siehst du nicht, mein lieber Christ, hin auf die Uhr, um an ihr die Stunde des Tages zu ersehen. Geht an derselben der Zeiger immer genau und richtig, so bist du versichert, daß auch die ganze innere Einrichtung, alles Räder- und Triebwerk in Ordnung sei. Was nun der Zeiger an einer Uhr ist, das ist an deinem Körper die Zunge. Ist deine Zunge stets wohlgeordnet, gebrauchst du dieselbe stets richtig, nicht zu wenig und vor allem nicht zu viel und nicht in böser Weise, dann kann man untrüglich auf die Ordnung in deinem Innern schließen. Daher schreibt der heilige Jakobus: „Wer mit der Zunge sich nicht verfehlt, der ist ein vollkommener Mann.“ Derselbe schildert dort dann auch in seinem Briefe, wie schwer es dem Menschen falle, seine Zunge, die so klein ist, und doch so großes anrichtet, ganz im Zaume zu halten. Der Herr spricht (Matth. 12, 34.): „Bovon das Herz voll ist, davon redet der Mund.“ Wenn du daher bei jeder Gelegenheit, bei einer kleinsten Veranlassung, bei irgend einer Widerwärtigkeit



Dr. Florian von Stablewski †.
Erzbischof von Gnesen-Posen.

Einem alten polnischen Adelsgeschlechte entstammend, wurde er am 16. Oktober 1841 zu Fraustadt in Posen geboren, machte seine Studien in Breslau, Posen und München. Am 24. Februar 1866 empfing er die hl. Priesterweihe, kam als Vikar nach Tarnowo, dann nach Schrimm; 1873 wurde er zum Propst in Dreßden ernannt und 1876 in das Preuß. Abgeordnetenhaus gewählt. 1887 zum päpstl. Geheimkammerer, 1890 zum apostol. Protonotar befördert, bestieg er 1891 als Erzbischof den Sitz von Gnesen-Posen und wirkte äußerst segensreich bis zu seinem am 24. November d. J. unerwartet schnell erfolgten Hinscheiden.

in der Arbeit oder von Seite deines Nächsten in ungeduldige, zornige oder gar Fluch- und Scheltworte ausbrichst; wenn du bei jeder Gelegenheit deinen Mund voll hast von bösem Tadel und liebloser Rede, so ist das ein unmerkliches Zeichen, daß es in deiner Seele nicht mehr richtig aussieht, daß daselbst böse Leidenschaften ihren Sitz genommen.

Wenn du mit Freuden jede Gelegenheit ergreiffst, wo du von dir, von deinen Kenntnissen und Fähigkeiten, von deinen Arbeiten, deinem Hab und Gute, deiner angesehenen Stellung, von deinen bestandenen Gefahren, von allerlei wundersamen Ereignissen deines Lebens etwas Rühmliches sagen kannst, da zeigt der Zeiger der Uhr, deine Zunge auf eins, das ist auf die erste der sieben Hauptsünden, auf Stolz und Hoffart. Sorge also, mein Christ, daß deine Uhr, d. i. dein Inneres in Ordnung sei, auf daß auch der Zeiger, deine Zunge, recht gehe.

Hamburg als Welthafen. Dr. Kurt Wiedenfeld, Professor der Staatswissenschaften an der Handelshochschule Köln, schreibt in einem Heft der „Neuen Zeit- und Streitfragen“ über „Hamburg als Welthafen“: Hamburgs Seeverkehr hat sich zwischen 1850 und 1870 von 550,000 auf 1,6 Mill., und dann weiter zwischen 1880 und 1890 von 2,8 auf 5,2 Mill., zwischen 1900 und 1905 endlich von 8 auf 10,4 Mill. Reg.-Tons gehoben. Im letzten Halbjahrhundert also eine Verzwanzigfachung, im letzten Menschenalter fast eine Ver siebenfachung und in den letzten 15 Jahren noch eine Verdoppelung: das ist das Ergebnis. Damit ist Hamburg, das noch im Jahre 1870 nur etwa $\frac{1}{10}$ des Londoner Verkehrs aufzuweisen hatte, diesem bis auf wenige 100,000 Tons*) nahegerückt, und Liverpool gar, von dem es vor einem Menschenalter auch nicht ganz die Hälfte erreichte, ist mit seinem 8 Mill. Reg.-Tons stark in den Schatten getreten. Auf dem Festland steht Hamburg unbestritten an der Spitze der Seehäfen, da ihm Antwerpen dank seinem starken Anlaufsverkehr nur in der Schiffszahl, nicht aber im wirklichen Güter- und Personenverkehr nahe kommt. Im Uebersee endlich hat noch Hongkong, ebenfalls als Durchgangshafen, höhere Verkehrsziffern regelmäßig aufzuweisen, während New-York dem Elbhafen etwa die Wage hält. In der Welt als dritter, in Europa als zweitgrößter Seehafen, tritt uns also Hamburg in der Gegenwart entgegen.

*) 1 Tonne = 20 Ztr.

Eine Woche mit 6 Tagen.

Ein preußischer Schulinspektor besuchte eine Volksschule in Elsaß-Lothringen. Es war gerade Rechenstunde. Ein kleines Mädchen von ca. 7 Jahren mit besonders gewektem Gesichtsausdruck rief er auf und frug: „Sage mir doch, mein Kind, wenn Deine Mutter jeden Tag 2 Pfd. Fleisch à 50 Pfg. kauft, wie viel Geld macht das pro Woche?“

Das Kind gab sich an's Rechnen; „2 Pfd. à 50 Pfg., macht 100 Pfg. oder 1 Mark, 1 Mark auf den Tag macht 6 Mark pro Woche.“

„So, so!“ sagt der Herr Schulinspektor, „hat die Woche bei Euch nur 6 Tage?“

„Oh nein“, erwiderte unschuldig das Kind, „sie hat auch 7 Tage bei uns; aber Freitags essen wir kein Fleisch!“

Die überlistete Schwiegertochter. Der Sohn eines biedereren Landmannes wollte seine Angebetete heimführen. „Sie“ wollte jedoch nur unter der Bedingung einwilligen, daß der Vater des Bräutigams sein kleines Anwesen dem Sohne übergab und sich aufs Altenteil zurückzog. Der gute Alte erblickte darin nach bäuerlichen Begriffen eine ganz berechtigte Forderung und gab daher bereitwillig all sein Erworbenes an den Sohn ab. Bald war denn auch die junge Frau im Hause. Aber schon nach kurzer Zeit merkte der Alte, daß er als ein höchst überflüssiges, oft sogar lästiges Familienmitglied angesehen und behandelt wurde. Sein Sohn beachtete ihn kaum noch, die Schwiegertochter erwiderte nicht einmal seinen Morgengruß und murrend setzte sie ihm den Kaffee vor. Sein gewohntes Schöppchen zum Frühstück blieb aus, sein guter Sonntagsrock, mit dem er immer so vorsichtig gewesen war, mußte aus dem Kleiderschranke weichen und wurde auf seiner einsamen, mit Kalk gestrichenen Kammer an die kahle Wand gehängt, seine Stiefel lagen schmutzig auf dem Fußboden umher. Dazu kein liebend Wort. Tränen rinnen ihm über die Wangen. Einem nachbarlichen Jugendfreund vermag er sein Leid nicht zu verbergen. Dieser ist mit irdischen Gütern reich gesegnet, es fehlt ihm auch nicht Menschenkenntnis und eine gute Dosis Mutterwitz. Er verspricht Abhilfe. Als nach längerer geheimnisvoller Unterredung der Alte wieder seinem Kammerlein zusteuert, trägt er unter seinem Wams etwas Schweres, das er alsbald in seinem alten eichenen Koffer sicher unter Verschuß legte. Anderen Tags, als Vater, Sohn und Schwiegertochter gerade beisammen in der Stube sind, kommt der Nachbar in großer Aufregung zu unserem Alten mit der dringenden Bitte, ihm auf kurze Zeit mit 2000 Mark auszuhelfen. Nach einigem Hin- und Herreden geht der Alte in größter Gemütsruhe an seinen Koffer und zahlt vor der verblüfften jungen Familie 2000 Mark bar auf den Tisch. Von dem Augenblick an wurde der Vater mit ausgesuchter Höflichkeit und besonders von der jungen Frau sehr zuvorkommend behandelt, bis an seinen vor kurzem erfolgten Tod. — Böse Zungen wollen wissen, daß die geldgierige Schwiegertochter in seinem Koffer nur einen Beutel mit Steinen gefunden habe.

Eine Paganini-Anekdote erzählt die „Ball Mall Gazette“: Der berühmte Violinvirtuos wollte sich eines Tages in die Große Oper in Paris begeben, wo er durch sein Violinkonzert auf der G-Seite alle Welt entzückte. Da es sehr spät war, sprang der Maestro, der sonst jeden Pfennig zehnmal umdrehte, bevor er ihn ausgab, rasch in einen Wagen. Als er vor dem Theater angelangt war, forderte der Kutscher 10 Fres. für die kurze Fahrt. „Was!“ schrie Paganini. „Sie sind wohl verrückt?! 10 Fres. für fünf Minuten?“ — „Ich weiß, daß es etwas viel ist“, erwiderte der Kutscher, „aber was sind für einen Mann, der durch Spielen auf einer einzigen Saite Tausende verdient, 10 Fres.“ — „Schön“, entgegnete Paganini, indem er nicht einen Pfennig mehr als das richtige Fahrgeld bezahlte, „sobald Sie es fertig bringen, Ihren Wagen auf einem einzigen Rade laufen zu lassen, kommen Sie zu mir, und ich werde Ihnen 10 Fres. geben!“

St. Josephsgärtchen.

Wer ist glücklich?

Wahrhaft glücklich ist:

1. wer den Herzensfrieden gefunden hat und ihn stets zu bewahren weiß;
2. wer in allem, in Freud und Leid, eine Fügung Gottes sieht und in Demut, mit gottergebenem Sinn, den Herrn anbetet;
3. wer sich daran gewöhnt hat, bei allen Schwierigkeiten U. L. Frau und den hl. Schutzengel um Rat zu fragen;
4. wer lieber fremden Willen tut, wie den eigenen;
5. wer sich nicht in Dinge mischt, die ihn nichts angehen;
6. wer über niemand urteilt und an allen nur das Gute sieht;
7. wer sich in alles zu fügen weiß, in jede Arbeit, jedes Amt, jedes Kreuz und in jeden Menschen.

St. Joseph hilft überall.

Von Rev. P. Ambrosius, O. C. R.

Detting. — Katharina, ein junges Kaffernweib, kommt eines Tages voll Kummer im Derge zu ihrem Missionär und ersucht ihn in einer recht heiligen An gelegenheit um Rat.

Der liebe Gott hatte ihr nämlich schon drei Kinder geschenkt, aber alle waren entweder schon kurz nach der Geburt oder doch wenigstens im Laufe des ersten Jahres gestorben. Nun herrscht aber bei den Kaffern der fast unausrottbare Aberglaube, daß die Krankheit der Mutter die eigentliche Ursache des frühen Todes ihrer Kinder sei. Infolgedessen muß sie sich einer ärztlichen Behandlung unterziehen, um die noch zu hoffenden Kinder vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren. Das Schlimmste an der Sache aber ist, daß zu dieser ärztlichen Kur meistens heidnische Kaffernärzte aufgesucht werden, die allerlei abergläubische mit dem Amad= hlosi=Cult (Geister) verbundene Mittel und Medizinen anwenden. Natürlich sind die Missionäre gegen eine solche Praxis, sehen sich aber zuweilen, um einem noch größeren Uebel, dem vollständigen Abfall vom Glauben, vorzubeugen, genötigt, ein Auge zuzudrücken.

So kam nun auch unsere Katharina, die sehr gehorsam war und ohne Zustimmung ihres Seelsorgers nichts unternahm, ganz betrübt zu ihm und sagte: „Baba, gib mir doch einen guten Rat, was ich denn tun soll. Mein Mann wünscht dringend, daß ich behufs ärztlicher Behandlung zum Kaffernarzt gehe, was ich aber ohne Deine Erlaubnis nicht tun will.“

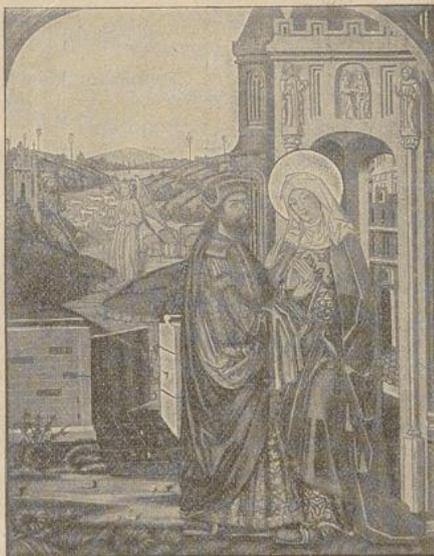
Da war nun guter Rat teuer; denn Johannes, ihr Mann, konnte sich, obschon sonst fleißig und brav, von den altkaffrischen, ihm gleichsam angeborenen Gebräuchen und Gewohnheiten nur schwer trennen. Der P. Missionär wählte nun folgenden Ausweg:

Er ließ beide, Mann und Weib, zu sich kommen und redete sie nun folgendermaßen an: „Ich weiß, welch ein schweres Anliegen ihr habt, doch weshalb wollt ihr als Christen eure Zuflucht zu einem heidnischen Doktor nehmen? Kann auf so etwas der Segen Gottes ruhen? Da weiß ich besseren Rat: Am nächsten Mittwoch lese ich zu Ehren des hl. Joseph eine hl. Messe und dabei werde ich ihm euer Anliegen dringend ans Herz legen. Habt recht festes Vertrauen zu diesem großen Heiligen und geht während der hl. Messe zur hl. Kommunion. Ueberlasset dann alles dem hl. Joseph, der wie die hl. Theresia sagt, durch die Macht seiner Fürsprache helfen kann in jeder Not, und tut als wahre Christen in allen Stücken eure Pflicht!“

Etwa zehn Monate später genas Katharina eines Kindes, welches in der hl. Taufe den Namen Anna



V. Kühlen, M.-Glabbach



Aus V. Kühlen's Kunstverlag, M.-Glabbach.

St. Joachim und St. Anna.

erhielt. Daselbe lebt jetzt noch, ist gesund und munter und schon gegen zehn Jahre alt.

Johannes und Katharina aber waren von jener Zeit an voll kindlicher Hingabe an den hl. Joseph, der in allen Angelegenheiten des Leibes und der Seele denjenigen hilft, die sich vertrauensvoll an ihn wenden.

Großmütterchens Tod.

Von Rev. P. Eucharis, O. C. R.

Mein erster Seelsorgsposten war in einer Gebirgs-pfarrei, die ungefähr zwei Quadratmeilen umfaßte. Das Pfarrdorf lag ungefähr in der Mitte. Mit Ausnahme der schönen Provinzialstraße, die dem Laufe eines Flüsschens folgend, das enge Tal durchschneidet, waren die Verbindungen mit den einzelnen Filialen und Gehöften schlechte Feldwege.

Die Influenza hatte ihren Einzug auch in unsere Pfarrei gehalten und zwar in der schlimmsten Form. Junge, kräftige Leute starben plötzlich weg. Infolgedessen war man ängstlich geworden und rief uns Priester baldigst ans Krankenbett.

So wurde ich eines Tages gegen 10 Uhr vormittags — es war mitten im Winter — auf eine weit entfernte Filiale gerufen. Als ich nachmittags ins Pfarrhaus zurückkehrte, fand ich einen Mann vor, der auf die Frage nach seinem Begehre antwortete: „Meine alte Mutter schickt mich; sie läßt Ew. Hochwürden um die hl. Sterbsakramente bitten.“ — Da mein würdiger Pfarrherr gerade selbst an der Influenza krank da-niederlag, machte ich mich ohne weiteres auf den Weg.

Am Eingang des Dörfchens, das nur $\frac{3}{4}$ Stunden von der Pfarrkirche entfernt war, erwarteten uns die Bewohner und gaben dem im hl. Sakrament verborgenen Gott ehrfurchtsvoll das Geleite. Im Hause der Kranken angekommen, stellte ich das Allerheiligste auf einem würdig hergerichteten Tische nieder und begab mich dann ins anstoßende Zimmer, um mich über den Zustand der Kranken näher zu erkundigen.

„Gelobt sei Jesus Christus“, rief mir mit kräftiger Stimme das aufrecht im Bette sitzende Großmütterchen zu.

„In Ewigkeit. Amen. Wo fehlt's denn, Großmutter?“

„Es ist mir nicht ganz gut, Herr Vikar!“ — „Seit wann?“ — „Seit heute morgen.“ —

Nun, dachte ich mir, das ist ja eine schöne Versicherung! Läßt mich da das gute Weibchen rufen, und von einer Krankheit, geschweige denn von einer Todesgefahr, gar keine Spur! —

„Fühlen Sie keine Schmerzen?“ examinierte ich weiter.

„Nein, Herr Vikar, aber es ist mir nicht ganz gut.“

Ich war in der größten Verlegenheit, denn, sagte ich mir, das Großmütterchen ist nicht mehr nüchtern, also muß sie mit der hl. Kommunion bis morgen früh warten. Als Wegzehrung kann sie dieselbe auch nicht empfangen, da nicht einmal das kleinste Anzeichen einer Todesgefahr vorhanden ist. Trotz all dem aber konnte ich mich dennoch nicht dazu entschließen, das Allerheiligste wieder mitzunehmen. Ein unbegreifliches Etwas hielt mich davon zurück.

Da kommt mir plötzlich der Gedanke: Frag doch mal die Kranke, ob sie zu irgend einem Heiligen um die Gnade einer glückseligen Sterbestunde gebetet habe. Ich tat's und die prompte Antwort war:

„Gewiß, gewiß, Herr Vikar! Jeden Tag habe ich zum hl. Joseph darum gebetet!“

Nun kam mir plötzlich der von den Theologen viel zitierte Satz in den Sinn: Das Alter selbst ist eine Krankheit. Ich hörte die Beichte der Kranken, gab ihr die hl. Kommunion als Wegzehrung, die letzte Delung und den apostolischen Segen.

Die Kranke war überglücklich, namentlich weil sie mich trotz ihrer Schwerhörigkeit so gut verstanden hatte, und dankte mir beim Abschied mit aller Lebhaftigkeit. —

Kaum war ich eine Viertelstunde zu Haus, da schellte es am Pfarrhaus. Verwundert schaute ich nach, ob etwa ein dritter Vernehmung angekündigt würde. Da stand der Mann vor mir, der mich vormittags gerufen hatte.

„Herr Vikar“, begann er, ohne meine Frage abzuwarten, „Sie waren kaum aus dem Dorf, da ist meine gute Mutter schon gestorben!“

Ich war sprachlos und konnte nur das eine Wort hervorbringen: „Trösten Sie sich; Ihre Mutter ist gut gestorben. Der hl. Joseph hat ihr geholfen!“ —

Drum: Gehet alle zu Joseph!

Dr. Damian Joseph Schmitt,
der neuerwählte Bischof von Fulda.

(Nach einer älteren Photographie.)

Geboren zu Marbach (Kreis Fulda) am 22. April 1858, studierte zu Fulda, Würzburg und Rom, wurde 28. Okt. 1882 zum Priester geweiht, fand seine erste Anstellung als Kaplan in Buttlar, kam dann nach Bausse in Belgien, hierauf als Kaplan an die Stadt-pfarrkirche zu Fulda. Am 12. Sept. 1889 wurde er vom hochw. Bischof Weyland an die phil.-theol. Lehranstalt zu Fulda berufen, 1890 zum Dompräbendaten, 1894 zum Subregens und 1895 zum Regens des bischöfl. Priesterseminars ernannt. Seit 1899 Domtusos erfolgte seine Ernennung zum Bischof von Fulda am 29. Dez. 1906.



Schnupfenmittel. Ein ausgezeichnetes Schnupfenmittel, welches sofortige Erleichterung verschafft und den mit dem Schnupfen verbundenen Druck und die Dampfsheit des Kopfes beseitigt, ist das Inhalieren von Kampherdämpfen. Man füllt zu diesem Zwecke einen Topf mit mäßig weiter Oeffnung mit kochendem Wasser, schüttet einen knappen Theelöffel pulverisirten Kampher hinein und atmet, über den Topf geneigt, mit geschlossenem Munde die Dämpfe ein. Selbst in den hartnäckigsten Fällen pflegt dieses einfache Mittel seine Wirkung nicht zu verfehlen.

Honigsalbe. Honig, mit Mehl zu einem Teig vermengt, ist ein einfaches Mittel, um Geschwüre zur Reife zu bringen, um Schmerz und Spannung zu mildern. Diese Salbe wird erwärmt auf Leinwand gestrichen und auf die leidende Stelle gelegt.

Wer sich den Magen verdorben hat, kuriert sich selbst und zwar durch das einfache Mittel des gänzlichen Fastens während 24 Stunden. Es wäre dieses Mittel überhaupt zu empfehlen auch im Laufe des Jahres für jeden, dessen Magen nicht recht arbeiten will, hauptsächlich denjenigen, die törichterweise stets zwischen den Mahlzeiten noch viel zu trinken pflegen.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

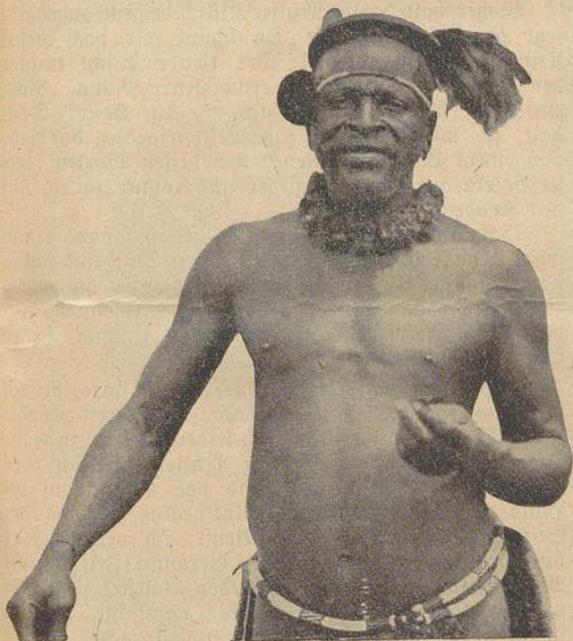
Aus Tschakas blutigen Tagen.

Von R. G.
(Fortsetzung.)

1. Kapitel.

Meine erste Begegnung mit Tschaka.

Nicht wahr, weißer Vater, du hältst mich für den alten Wahrsager Zweete? Ja, die Leute nennen mich so, doch mein wahrer Name ist das nicht, und ich hatte gute Gründe, ihn lange Zeit zu verschweigen.



Eigentum: Photogr. Atelier Mariannhill.

Kaiserhäuptling.

Weißt du, wer ich bin? Ich bin Mopo; Mopo, dessen Name früher auf allen Lippen war.

„Sieh' diese Hand an, mein Vater; nicht die weiße, vom Feuer verbrannte, sondern diese meine rechte Hand. Ob schon ich blind bin, so sehe ich sie doch. Sie ist stark und rot von Blut, gefärbt

mit dem Blute zweier Könige. Denn ich bin es, der einst den großen Tschaka erschlug! Ich tötete ihn mit Hilfe der königlichen Prinzen Dingaan und Umschlamana, doch mein Speer war es, der ihm den Todesstoß versetzte. Später tötete ich auch Dingaan, dessen Gebeine nun in einer der Schluchten des Geisterberges liegen. Ich tat es, um an ihnen den Tod meiner nächsten Angehörigen zu rächen. Doch, ich will meine Geschichte der Ordnung nach vom ersten Anbeginn erzählen.

Ich bin geboren im Langeni-Stamm. Er war damals noch klein, später bildeten wir ein volles Regiment in Tschakas Armee, 2000—3000 Mann, lauter tapfere Männer. Jetzt aber sind sie alle tot samt ihren Weibern und Kindern, der Stamm existiert nicht mehr. Sie sind dahingegangen wie die Blätter auf den Bäumen. Der Winter ist gekommen, und bald wird es auch bei mir Winter sein. Nun wohl, ich bin bereit, denn ich habe hienieden nichts mehr zu suchen.

Unser Stamm lebte in einer schönen, offenen Gegend; gegenwärtig sind die Buren dort. Mein Vater, Makadama mit Namen, war der Chief des Volkes, doch ich war nicht der Sohn seines ersten Weibes, daher auch nicht in erster Linie erberechtigt.

Unser Kraal lag auf der Spitze eines Hügels. Eines Tages nun — ich war damals noch ein kleiner Knabe, kaum so groß, daß ich einem aufrecht stehenden Mann bis an die Ellenbogen reichte — ging meine Mutter den Hügel herunter, um Zeuge zu sein, wie das Vieh, das sie sehr liebte, in die Fsbaya (Umzäunung) getrieben wurde. Sie trug meine Schwester Baleka, welche damals noch ein Säugling war auf dem Rücken. Bald begegneten wir den Hirtenbuben mit den Kühen. Meine Mutter ging auf eine weißgestirnte Kuh zu, die sie besonders liebte, und gab ihr einige mitgebrachte Maisblätter zu fressen. Die Knaben trieben indessen das Vieh in die Fsbaya, wir aber blieben. Meine Mutter setzte sich mit dem Kinde ins Gras, während die Kuh in der Nähe fraß und ich spielend einigen Schmetterlingen nachjagte.

Da sahen wir plötzlich von der Ebene her eine Frau auf uns zukommen. Sie schien sehr ermüdet zu sein, trug ein Bündel Matten auf dem Rücken und führte einen Knaben an der Hand. Der Junge mochte etwa von meinem Alter sein, war aber bedeutend größer und stärker als ich. Die Frau sank, als sie bei uns anlangte, vor Erschöpfung zusammen. An ihrer Haarfrisur erkannten wir, daß sie nicht zu unserm Stamm gehörte.

Sie grüßte meine Mutter. Letztere erwiderte kurz den Gruß und fragte was sie von uns wolle.

„Essen und Unterkunft während der Nacht“, war die bescheidene Antwort. „Wir haben einen weiten Weg hinter uns.“

„Wie heißt du, und welches ist dein Stamm?“ fragte meine Mutter weiter.

„Ich heiße Unandi,“ erwiderte das Weib, „mein Mann aber ist Senzangacona, der Chief des Sulu-Stammes.“

Nun war aber damals Krieg zwischen uns und den Sulus; Senzangacona hatte mehrere unserer Krieger getötet und viel Vieh als Beute davon getrieben. Kaum hatte daher meine Mutter diese Worte vernommen, als sie voll Zorn aufsprang und die Fremde anschrie: „Was, du, ein elendes Suluweib, wagst es zu uns zu kommen und um Essen und Herberge zu bitten? Fort von hier, oder ich rufe alles Weibervolk zusammen, um dich mit Schlägen aus dieser Gegend zu treiben!“

Die Frau, welche sehr schön war, ließ eine Weile meine Mutter weiter toben, blickte dann gelassen zu ihr auf und sagte: „Die Kuh hier hat ein Euter strotzend voll von Milch; bitte, gib mir und meinem Knaben eine Schale voll Milch.“ Bei diesen Worten nahm sie eine Kürbischale aus ihrem Bündel und hielt uns dieselbe bittend entgegen.

„Ich mag nicht,“ schrie meine Mutter voll Aerger. „Wir sind so durstig von dem weiten Weg; so gib uns wenigstens eine Schale voll Wasser. Wir konnten viele Stunden weit kein Wasser finden.“

„Ich mag nicht, du elendes Weib: Suche dir selber ein Wasser, wenn du trinken willst!“

Da füllten sich die Augen der Fremden mit Tränen. Ihr Knabe aber stand nun auf und warf uns mit verschränkten Armen wütende Blicke zu. Er war prächtig gebaut, hatte große, schwarze Augen, die aber jetzt darein schauten, wie der Himmel vor dem Ausbruch eines Gewittersturmes.

„Mutter,“ sagte er, wir brauchen von diesen Leuten nichts. Da drüben aber — dabei deutete er mit der Hand nach der Gegend des Sululandes — braucht man uns. Komm, wir wollen zu Dingismayo gehen, das Volk der Umtetwa wird uns Schutz gewähren.“

„Ja, mein Sohn,“ entgegnete Unandi, „dorthin wollen wir gehen, aber der Weg ist so weit und wir sind so müde, daß ich fürchte, wir werden auf dem Wege erliegen.“

Ich war von all dem nicht ohne Nührung Zeuge gewesen. Ich hatte Mitleid mit der Mutter und dem Knaben, die augenscheinlich gar sehr ermüdet waren. Ohne etwas zu sagen nahm ich daher die Kürbischale, eilte damit zu einer nahen Quelle und brachte sie bis zum Rand gefüllt dem dürstenden Knaben. Die Mutter wollte es mir anfangs verwehren, gab es aber schließlich doch zu. Dagegen fuhr sie fort Unandi Vorwürfe zu machen, wegen all des Unheils, das durch deren Mann schon über uns gekommen und sie fühlte es in ihrem Herzen, daß noch größeres Uebel durch dessen Sohn über uns kommen würde. Leider war diese ihre Ahnung nur zu richtig. Ja, wären an jenem Tage Unandi und ihr Kind tot auf dem Felde liegen geblieben, so wären jetzt die Gärten und Felder meines Volkes keine Wildnis und die Gebeine meiner teuren Landsleute lägen nicht in dem tiefen Teiche bei Cetwayos Kraal.

Der Knabe trank zweimal von dem angebotenen Wasser. Ich glaube er hätte es ganz austrinken können und sein Durst wäre noch nicht ganz gestillt gewesen. Er tat es jedoch nicht, sondern reichte den Rest seiner Mutter. Als auch sie getrunken hatte, nahm er die Schale wieder und kam auf mich zu, in der Rechten einen kurzen Stod haltend.

„Wie heißt du, Knabe?“ fragte er mich in einem Ton, wie etwa ein reicher Mann einen armen Burschen geringen Standes anredet.

„Mopo,“ antwortete ich.

„Und dein Stamm?“

„Man nennt ihn den Langeni-Stamm.“

„Gut, Mopo, nun will ich dir auch meinen Namen sagen. Ich bin Tschaka der Sohn des Senzangoma und mein Volk ist das der Sulus. Nun höre, was ich dir sonst noch zu sagen habe: Ich bin jetzt noch klein, und auch mein Volk ist klein; aber ich werde wachsen und so groß werden, daß mein Haupt sich in den Wolken des Himmels verlieren wird. Du wirst zu mir aufschauen, mich aber nicht sehen, denn

mein Angesicht wird dich blenden. Ich werde leuchten wie die Sonne, und mein Volk wird wachsen mit mir die ganze Welt werden wir auffressen. Wenn ich nur werde groß und mächtig geworden sein und mein Volk mit mir, dann werde ich mich deines Stammes erinnern, des Langenistammes, der mir und meiner Mutter, als wir todmüde zu ihm kamen, nicht einmal eine Schale Milch geben wollte. Sieh' diese Kürbischale hier an! Soviele Tropfen sie saßt, soviel Menschen von euch sollen mir mit blutigem Tod die heutige Härte büßen! Deiner jedoch, Mopo, will ich schonen, denn du gabst mir Wasser. Ja, du sollst groß und fett werden unter meinem Schatten, allein, und ich will dir nie ein Leid zufügen, das ich schwöre ich dir. Dieses Weib hier aber — dabei deutete er auf meine Mutter — soll nur machen, daß sie bald stirbt, damit sie nicht von mir lerne, was es heißt, eines langsamen, qualvollen Todes sterben. Ich habe gesprochen.“ Er fletschte die Zähne und erhob drohend den Stod gegen uns.

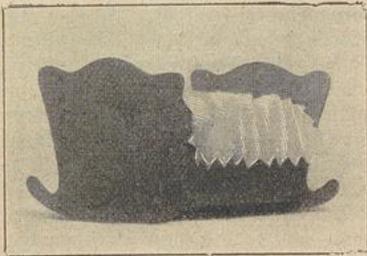
Bisher hatte meine Mutter stillschweigend zugehört, jetzt aber rief sie aus: „Da schaut mir doch diese kleinen Augen nichts an! Der elende Wicht nimmt den Mund so voll wie ein erwachsener Mann. Noch ein Kalb, brüllt er schon als wie ein Stier. Doch halt, ich will dir auch eine Lektion geben, du Bube von einem Lügenpropheten!“ Bei diesen Worten setzte sie Baleka auf die Erde nieder und rannte zornig an den Knaben los.

Tschaka blieb ruhig stehen, bis sie ihm nahe genug war, dann erhob er blitzschnell seinen Stod und schlug sie mit solcher Gewalt auf die Stirn, daß sie ohnmächtig zusammenbrach. Mit höhnischem Lachen wandte nun der wilde Knabe um und ging mit Unandi, seiner Mutter, langsam davon.

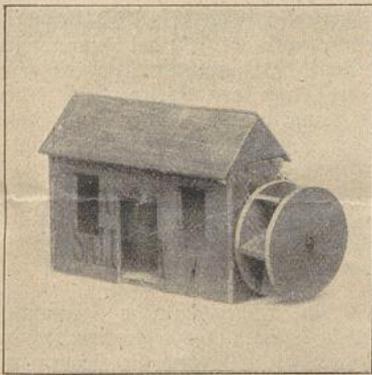
Dies, mein Vater, waren die ersten Worte, die ich aus dem Munde Tschakas vernahm, es waren prophetische Worte und sie sollten sich leider als nur zu wahr erweisen. Ich ging zu meiner Mutter, die sich eben wieder vom Boden erhob und das Gesicht auf die Hand gestützt dasaß. Das Blut rann ihr von der Stirne über die Hand und Brust; ich versuchte, es mit Gras etwas abzuwischen. Geraume Zeit saß die Mutter also da; sie achtete weder Balekas, die laut weinte, noch meiner, der ich das Blut abwischte. Endlich nahm sie die Hand vom Gesicht und sprach:

„Mopo, mein Sohn, ich hatte einen gar merkwürdigen Traum. Ich sah darin den Knaben Tschaka wieder, der mich soeben schlug; er war groß geworden, groß wie ein Riese. Ich sah ihn zwischen den Bergen wandeln und über das ebene Feld, seine Augen sprühten Feuer und in seiner Hand hielt er einen kurzen Affenstod rot mit Blut. Er griff Volk um Volk an und überwand alle und zerstampfte deren Heim mit seinen Füßen. Vor ihm war alles grün wie im Sommer, hinter ihm aber war das Land schwarz wie nach einem alles verzehrenden Grasbrand. Ich sah auch unser Volk, Mopo; es war zahlreich und wohl genährt, glücklich und zufrieden. Die Männer waren tapfer, die Mädchen schön und die Kinder zählten nach Hunderten. Drauf sah ich sie abermals, Mopo, und da waren Gebeine, bleiches Gebein aufgehäuft nach Tausenden an einem von jäh abfallenden Felsen umgebenen Platz, und er, Tschaka, stand über diesen Gebeinen und lachte, daß die Erde erbebt. Dann, Mopo, sah ich dich in meinem Traum. Du warest zum Manne geworden und als der einzige übrig geblieben von unserm ganzen Stamm.

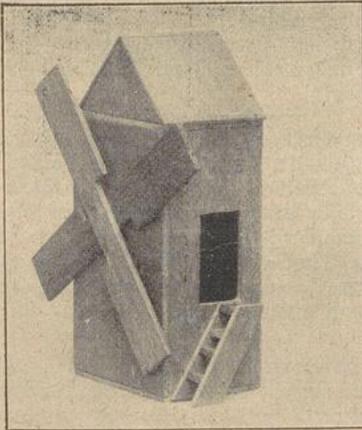
Du kamest heimlich hinter Tschaka, dem Riesen, her, und mit dir kamen andere, große Männer, die etwas Königliches in ihrem Auftreten hatten. Du führtest nach ihm mit einer kurzen Lanze einen kräftigen Stoß; da fiel er nieder wurde wieder klein und machtlos und fluchte auf dich. Du aber schrieest in sein Ohr den Namen Balefas, deiner Schwester, worauf er



Puppenwiege.



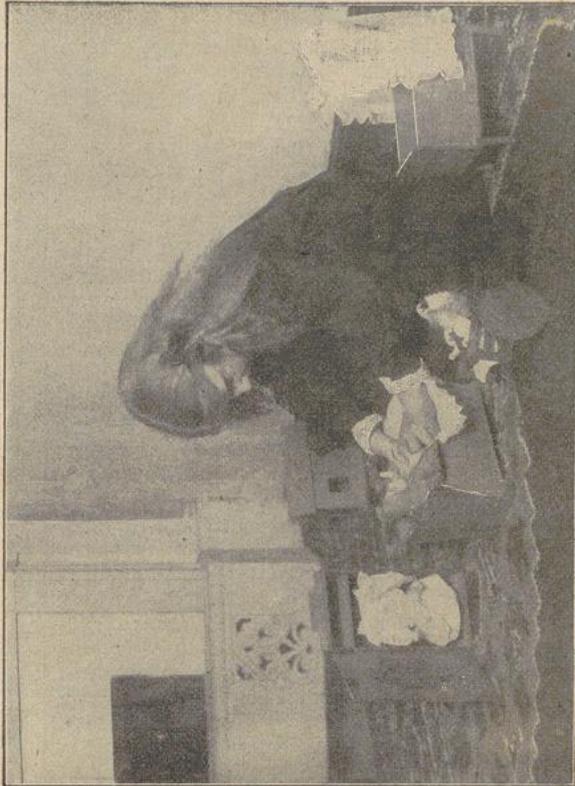
Wassermühle.



Windmühle.

Herstellung von Kinderspielsachen aus Zigarrenkistchen.

Eine unterhaltende und anregende Beschäftigung für Knaben und Mädchen während der rauhesten Winterzeit.



Kind mit Puppenpielzeug.



Stauen fertigen Puppenpielzeug.

chte
mi
nu
Bo
s en
eine
mme
rbis
oviel
Tod
wi
soll
da
dab
da
as e
Je
erho

hört
diese
imm
No
Dot
Wal
seht
g au

genu
chlu
ächt
nu
seine

ie id
opph
wat
ebe
f de
a de
e, e
ß d
lan
idlich

merl
chaf
rden
ergen
ühler
faga
über
üßen
inter
alles
Woll
chlich
Draht
weine
inem
d er
dab
inem
als
mm.

starr. — Doch laß uns heimgen, Mopo, denn es fängt schon an dunkel zu werden.

Wir standen auf und gingen schweigend unserm Kraale zu. Gefühle ganz eigentümlicher Art hatten mein Innerstes mächtig ergriffen. Was wird uns wohl die bange Zukunft bringen?

(Fortsetzung folgt.)

Newyork, 10. Nov. 1906. Folgende Zahlen beweisen, daß in Amerika die katholische Kirche einen wirklich amerikanischen Aufschwung nimmt. Von den 80 Millionen Menschen Nord-Amerikas sind 35 Millionen in Glaubenssachen indifferent, 25 Millionen sind gläubige Protestanten und 15 Millionen sind katholisch. Diese 15 Millionen Katholiken besitzen heute bereits 10,000 Welt- und 4000 Ordenspriester. Der größte Teil ergänzt sich im Lande selbst. An Gotteshäusern besitzen dieselben heute 11,640, also heute für je 1200 Katholiken eine Kirche. Unter den Kathedralen ist die größte die in Brooklyn: Dieselbe kostete 25 Millionen und ist noch geräumiger, als die Peterskirche in Rom. Pfarrschulen besitzen die nordamerikanischen Katholiken heute 4300. Wie die Kirchen, so vermehren sich auch die Schulen alle Jahre um 200 bis 300. Die Ordensleute unterhalten 870 höhere Knaben- und Mädchen-Schulen. Sämtliche katholischen Schulen unterrichten 1,200,000 Schüler. Außerdem gibt es in Nord-Amerika 7 katholische Universitäten, und 81 Priester-Seminare. Diese Hochschulen unterrichten zusammen 4000 Studierende. An katholischen Zeitungen gibt es heute dort 300, gegen nur eine im Jahre 1810. Neun davon sind Tagesblätter.

Auch ein Jubiläum! Am 30. November 1606 starb der Augsburger Stadtphysikus Adolf Decco, an dessen Namen sich eine merkwürdige Erinnerung aus der neueren Kulturgeschichte knüpft. Er war nämlich nachweislich der erste, durch welchen die Tabakspflanze nach Deutschland kam. Im Jahre 1565 erhielt er Exemplare der Pflanze aus Frankreich, wohin schon fünf Jahre früher (und zwar nach Paris) der französische Gesandte zu Lissabon, Jean Nicot (dem zu Ehren später Linné die Pflanze Nicotiana benannte), Samen des Wunderkrautes gesandt hatte. Der gelehrte Stadtphysikus sandte die neue Pflanze einem Freunde, dem Memminger Arzt Johannes Funk, der mit dem botanischen Novum nichts anzufangen wußte und die Sendung an seinen Schwager, den berühmten Konrad Gesner in Zürich, weitergab. Dieser erkannte sie als Tabak und schrieb sogleich (November 1565) darüber an seine Freunde. Uebrigens erlebte Adolf Decco den Triumphzug jenes Krautes, das er zuerst nach Deutschland gebracht, nicht mehr; denn die Pflanze wurde mehrere Jahrzehnte nur in seinem Sinn, nämlich zu Heilzwecken, verwendet. Das Tabakrauchen kam in Deutschland erst um 1620 auf, und zwar, wie Hoffmann von Fallersleben (Weimarsches Jahrbuch II Seite 244) nachgewiesen hat, höchst wahrscheinlich durch englische Soldaten, welche 1620 dem Pfalzgrafen Friedrich zu Hilfe geschickt wurden. Noch im Jahre 1627 galt die Unsitte zu rauchen (oder wie man damals sagte: Tabak zu trinken) für etwas Verwunderliches und ganz Unglaubliches. Ich will hier — zur Belustigung der zahllosen Verehrer der Nicotiana — nur eine Stelle aus der 1627 erschienenen „Meta-

morphosis Europae“ des kurpfälzischen Rats J. J. von Ruxdorff (gest. 1640) anführen. Sie lautet: „Ich kann nicht umhin, mit einigen Worten jene neue, erstaunliche und vor wenigen (sic!) Jahren aus Amerika nach unserm Europa eingeführte Mode zu tadeln, welche man eine Sauferei des Nebels nennen kann, die alle alte und neue Trinkeigenschaften übertrifft. Wüste Menschen pflegen nämlich den Rauch von einer Pflanze, die sie Nicotiana oder Tabak nennen, mit unglaublicher Begierde und unerlöschlichem Eifer zu trinken und einzuschlürfen, was sie folgendermaßen tun: Sie haben hohle Röhrclein von weißem Ton, die an dem Teile, wo sie in den Mund gesteckt werden, spitz zulaufen; an dem andern Ende ist ein Ansatz im Umfange einer Walnuß, worein sie die gedörrten Blätter der Pflanze Nicotiana klein geschnitten oder zertrümmelt stopfen, dann mit einer Kohle oder irgend einem brennenden Zunder und Darauflaffen anstecken, das Röhrclein vorn zwischen die Lippen nehmen und zugeweiße mit Schlürfen und Spucken den Rauch zwischen Zähne und Backen einziehen und, wenn letztere bis zum Strohen davon voll sind, ihn wieder durch Mund und Nase von sich geben und gleichsam eine greuliche Pest, die alles mit Gestank erfüllt, aushauchen. . .“ (Augsb. Post-Ztg.)

Aus dem Gerichtssaale. Vor dem Schöffengerichte einer kleinen rheinischen Stadt steht der Jupp (Joseph) Schmitz. Er ist angeklagt, unberechtigterweise gefischt zu haben. Auf die Frage des Vorsitzenden, weshalb er an dem Bache geangelt habe, erklärt Jupp, daß er sich als Einwohner seines Dorfes dazu berechtigt geglaubt habe. Vorsitzender: „Also sie fischten mit bona fides?“ — Schmitz: „Nä, Herr Präsident, meshalb er an dem Bache geangelt habe, erklärt Jupp, daß er sich als Einwohner seines Dorfes dazu berechtigt geglaubt habe. Vorsitzender: „Also sie fischten mit bona fides?“ — Schmitz: „Nä, Herr Präsident, meshalb er an dem Bache geangelt habe, erklärt Jupp, daß er sich als Einwohner seines Dorfes dazu berechtigt geglaubt habe. Vorsitzender: „Also sie fischten mit bona fides?“ — Schmitz: „Nä, Herr Präsident, meshalb er an dem Bache geangelt habe, erklärt Jupp, daß er sich als Einwohner seines Dorfes dazu berechtigt geglaubt habe.“ — Vorsitzender: „Sie verstehen mich nicht. Ich meine, ob Sie in gutem Glauben fischten?“ — Schmitz: „Dat versteht sich, römisch-katholisch!“

Sonntagsruh. „Na, Huberbauer, was macht Ihr denn Sonntags?“ — „Sonntags leg i den Hund an die Ketten, das Vieh, die Alte und die Kinder sperre ich ein und gehe in's Wirtshaus, daß uns mit den Automobiler nichts geschieht.“

Frommer Wunsch. Redakteur (einige Manuskripte wegwerfend): „Zu Babylon hätt' ich Redakteur sein mögen, als sie noch auf Ziegelsteine geschrieben haben! Da hätt' ich mir aus meinem Papierkorb die schönste Villa bauen können!“

Um Mäuse von Geflügelställen und namentlich von Taubenböden fernzuhalten, nehme man die Blätter des Oleander, trockne dieselben an einer heißen Stelle so vollständig, daß sie in Pulver zerrieben werden können. Dieses vermische man mit recht trockenem Sande und streue ihn in die Mauselscher. Der Oleandergeruch ist aber den Nagern so zuwider, daß sie in die größte Unruhe geraten und auswandern.

Junges Fräulein (zur Kuhmagd): „Nicht wahr, Mina, die mageren Kühe geben die Milch und die fetten die Butter?“

Ein russisches Sprichwort sagt: Bevor du in den Krieg gehst, bete einmal; bevor du zur See gehst, bete zweimal; bevor du heiratest, bete dreimal.

Zum Nachdenken. Der Arme hält die Hand hin, Gott aber empfängt das Almosen.



Erzherzog Otto †,
Bruder des österreichischen Thronfolgers
Erzherzogs Franz Ferdinand, geb. 21. April
1864, gest. 1. November 1906.



**Erzherzogin Maria Annunziata von
Oesterreich,**

bisher Rebisin des adeligen Damenstifts
in Prag, wurde vom Kaiser Franz Joseph
mit der Repräsentation am österreichischen
Hofe betraut und übernimmt damit die
Repräsentationspflichten, die früher der
Kaiserin von Oesterreich zukamen. Die im
30. Lebensjahre stehende Erzherzogin ist
eine Schwester des österreichischen Thron-
folgers, Erzherzogs Franz Ferdinand.



Erzherzog Karl Franz Joseph,
der älteste Sohn des verstorbenen Erz-
herzogs Otto, geboren 1886.

Die Trappisten.

Ordo Cisterciensium Refor-
matorum.

Die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter
sind wenige. Bittet daher den Herrn der Ernte,
daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende.
Matth. 9, 38

Die Trappisten haben ihren Namen von dem
französischen Kloster La Trappe, woselbst im Jahre
1664 Abt Rancé die alte strenge Lebensweise wieder
einführte, welche zur Zeit des hl. Bernard im Cister-
zienser-Orden geherrscht hatte. Denn die Trappisten
sind nichts anderes als Cisterzienser, und weil sie die
alte ursprüngliche Strenge, welche zur Zeit der Grün-
dung des Ordens geherrscht hatte, wieder einführten,
erhielten sie von der Kirche den Namen: „Reformierte
Cisterzienser.“ „Trappist“ ist also nicht der kirchliche,
sondern nur der volkstümliche Name dieser Ordensleute.

Welche Regel und welche Konstitutionen hat
nun dieser Orden? Ich will in Kürze das Wesentliche
hierüber zusammenfassen:

Die Reformierten Cisterzienser (Trappisten) haben
die Regel des hl. Benedikt; und ihr Bestreben war
es von Anfang an, dieselbe möglichst genau ohne alle
Milderung, zu halten.

Die veränderten Zeitverhältnisse — der hl. Benedikt
starb im Jahre 543 — machten aber neben der ge-
nannten hl. Regel noch einige Konstitutionen nötig.
Letztere sind neuesten Datums, kirchlich approbiert von
Papst Leo XIII. am 13. August 1894. Diesen gemäß
liegt die höchste Ordensgewalt bei dem alljährlich im
neuerworbenen Mutterhause Citeaux sich versammelnden
Generalkapitel und beim P. General, welcher letzterer
mit seinen Definitoren seinen Sitz in Rom hat. Jedem
einzelnen Kloster steht auf Lebenszeit ein Abt (kleineren
Häusern ein Titular-Prior) vor und zwar mit voller
Regierungsgewalt sowohl in zeitlichen wie in geistigen
Dingen. Nur in besonders wichtigen, von den Kon-
stitutionen genau vorgesehenen Fällen ist er an die
Zustimmung des Klosterkapitels gebunden, welcher letzteres

sich aus den Professoren der in den
höheren Weihen stehenden Religio-
sen zusammensetzt.

Bezüglich der klösterlichen Ob-
servanz nimmt das Officium die
erste Stelle ein. Für die Betrach-

tung ist jeden Morgen eine halbe Stunde und vor dem
Abendessen eine Viertelstunde festgesetzt. Zur hl. Beichte
geht man jede Woche, die Zahl der Kommunionen
bestimmt für den Einzelnen dessen Beichtvater. Bes-
sonderes Gewicht legt die Regel auf das Stillschweigen
und die Handarbeit; die freie Zeit ist dem Gebet
und der geistlichen Lesung gewidmet. Bezüglich der
Speisen herrscht weise Frugalität — Fleischspeisen
werden nur Kranken und Schwachen erlaubt —, für
den Schlaf sind sieben Stunden, von 7 abends bis
2 Uhr früh, festgesetzt. Die Kleidung besteht aus
weißwollenem Habit, scharzem Skapulier mit ledernem
Gürtel und weißer Kulle, einem faltenreichen, den
ganzen Körper umhüllenden Mantel. Novizen haben
weißes Skapulier, wollenen Gürtel und einen ein-
fachen vorne offenen Mantel. Kranke werden mit
besonderer Liebe und Sorgfalt behandelt.

Der Ablegung der einfachen Gelübde geht ein zwei-
jähriges Noviziat voraus. Drei Jahre nach Ablegung
der einfachen Gelübde folgt die feierliche Profess. Ueber
Zulassung zu den Gelübden entscheidet der Abt und
das Klosterkapitel in geheimer Abstimmung.

Während die Hauptaufgabe der Chor-Religiösen
das Officium und überhaupt mehr geistige Arbeit ist
— namentlich wird vom Orden vor Zulassung zum
Priestertum ein mehrjähriges ernstes Studium ver-
langt —, sind die Konversbrüder mehr für die Hand-
arbeit in der mannigfachsten Form (Landwirtschaft
und verschiedene Handwerke) bestimmt. Ihre Kleidung
ist braun und dem Schnitte nach jener der Chorreligiösen
ähnlich. Auch sie legen nach zweijährigem Noviziat
zuerst einfache und drei Jahre darauf feierliche Gelübde
ab. Die Konversbrüder sind die Gehilfen der Religiösen,
stehen mit diesen in voller materieller wie geistiger
Gütergemeinschaft, haben aber weder aktives noch
passives Stimmrecht.

Für verstorbene Mitglieder, Brüder wie Religiosen, liest jeder Priester des Klosters drei hl. Messen, Nicht-priester beten das Psalterium (die 150 Psalmen), die Konversen als Ersatz dafür 150 Miserere oder Pater noster. Auch sonst wird im Orden viel für die verstorbenen Mitglieder und deren Verwandte gebetet, namentlich während der jährlichen Anniversarien und des Tricenariums.

Die Trappisten-Mission Mariannhill.

Mariannhill wurde im Dezember 1882 vom hochw. P. Franz Pfanner, dem Gründer und damaligen Prior des Trappistenklosters Mariastern (Bosnien) gegründet. Zweck der neuen Niederlassung war zunächst die Urbarmachung eines Teiles der afrikanischen Wildnis, bald aber auch die Mitwirkung an der Bekehrung der schwarzen Eingeborenen.

für hier, doch haben wir infolge des heißeren Klimas und der mannigfachen Missionsarbeit verschiedene Dispensen. Im allgemeinen gewährt der Orden seinen Mitgliedern alles, was zu einem frischen und freudigen Schaffen notwendig und dienlich ist.

Die Arbeit verteilt sich nach den Kräften, dem Amt und Stande der Einzelnen. Chornovizen und Religiosen mit einfachen Gelübden obliegen neben den asketischen Uebungen des Noviziates, dem Studium und der Handarbeit. Der Studiengang ist für solche, welche ohne höhere Vorkenntnisse hierher kommen, p. t. auf 8—10 Jahre angesetzt. Kirchlicher Bestimmung gemäß darf auch kein Religiöse vor Ablegung der feierlichen Profess zu den höheren Weihen zugelassen werden.

Die Professpriester sind teilweise mit verschiedenen regulären Aemtern im Mutterhaus betraut, teils als Lektoren bei den Kandidaten der Philosophie und



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Urbarmachung von Land durch eine Abteilung Chorreligiosen.

Das Werk war vom augenscheinlichen Segen Gottes begleitet. Schon drei Jahre nach seiner Gründung war Mariannhill eine Abtei und zählte über 100 Mitglieder. Gegenwärtig besitzt es über 80 Religiosen und mehr als 50 Priester und weit über 200 Konversbrüder, welche alle teils im Mutterhaus Mariannhill, teils auf seinen Stationen am großen Missionswerk arbeiten; die Mehrzahl dieser Stationen liegt in Natal und dem angrenzenden Oriaualand. Sowohl in Mariannhill wie auf sämtlichen Stationen sind zugleich Missionschwester vom kostbaren Blut tätig, deren Zahl sich gegenwärtig auf ca. 420 beläuft.

Der Boden ist im allgemeinen fruchtbar, bedarf aber fleißiger Bearbeitung; der Feldbau leidet viel unter monatelanger Dürre und Hagelschlag. Das Klima ist verhältnismäßig sehr gesund, zumal auf den meisten Stationen in Natal und Oriaualand.

Die Regel des hl. Benedikt und die Konstitutionen des Reform-Cisterzienserordens gelten natürlich auch

Theologie tätig; andere sind als Beichtväter und Magister mit der geistigen Leitung der Brüder und Schwestern, die Mehrzahl aber mit direkter Missionsarbeit auf den verschiedenen Stationen betraut.

Die Brüder obliegen ihrer Bestimmung gemäß der Landwirtschaft und Viehzucht, sowie allen Arten von Handwerken, werden jedoch teilweise auch als Aufsichtsbücher in den Schulen und als Katecheten direkt in der Mission verwendet, und wirken neben und mit dem Missionär sehr segensreich.

Jedem wird sein Amt und seine Beschäftigung in widerruflicher Weise vom ersten Ordensobern, dem Abt oder dessen Stellvertreter, zugewiesen.

Indirekter Weise ist bei uns ein Jeder in der Mission tätig: Durch Handarbeit und Herbeischaffung der nötigen Subsistenzmittel, durch Gebet, Opfer und gutes Beispiel. Die direkte Missionstätigkeit wiederum ist eine mannigfache: Unsere Kinder erhalten nicht nur in der Schule Unterricht in den Elementargegen-

ständen: Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen zc., sondern werden auch praktisch in die Arbeit eingeführt. Allen unseren Brüdern, sowohl denen in der Feldwirtschaft als den verschiedenen Handwerkern, wie z. B. den Schuhmachern, Schneidern, Schmieden, Schreibern, Schlossern zc. sind schwarze Knaben als Lehrlinge und Gehilfen beigegeben. Die der Schule erwachsenen Jünglinge, erhalten im sogenannten Josefs-Haus ein Heim, wo sie vor vielen sittlichen Gefahren geschützt sind, und selbst Verheiratete erhalten von unseren Missionären und Rektoren noch Anleitung und Rat in mannigfacher Weise.

Das Ganze gleicht einem großen Uhrwerk, wo alle Räder, kleine und große, harmonisch ineinander greifen, wo aber gerade deshalb sich jeder als dienend Glied ins Ganze fügen muß in williger Unterordnung unter die Befehle seiner Ordensobern. Es ist ein großes, herrliches Werk, mit dem uns die göttliche

begegnen zu können, und ein großes, weites Herz, das gerne verzeiht, großmütig die Schwächen Anderer erträgt und sich in alle Lagen und Verhältnisse zu finden weiß.

Dafür wird aber auch sein künftiger, übernatürlicher Lohn im Himmel oben um so reichlicher bemessen sein. Denn, wer die Seele seines Mitbruders rettet, bedeckt eine Menge seiner Sünden, und das göttlichste der göttlichen Dinge ist es, mitzuwirken am Heile unsterblicher Seelen.

Anmelde-Bedingungen.

1. Vor allem sind die Beweggründe bekannt zu geben, durch welche man zu dem Entschlusse, in das Kloster zu gehen, gekommen ist.

2. Angabe von Charakter und Beschäftigung sowie Vorzeigung der diesbezüglichen Zeugnisse.



Von den am 4. Oktober 1906 nach dem Trappisten-Missionskloster Mariannhill abgereisten Postulanten hatten sich sieben fotografieren lassen, alle sind wohlbehalten angekommen.

Vorsehung betraut hat. Zum monastischen Leben gestellt sich hier das apostolische, und was gibt es Schöneres und Größeres, als nach dem Beispiele Christi und der Apostel dem Himmel unsterbliche Seelen zuzuführen?

Ein großes Werk verlangt aber auch große Opfer, ganze Männer. Wenn es nichts Kleines ist, eine afrikanische Wildnis mit ihren Dornen und Stümpfen in fruchtbares Ackerland und blühende Gärten umzuwandeln, so ist es ungleich schwieriger, aus rohen, sinnlichen Heiden und Naturmenschen wahre, opferwillige Christen zu machen. Dazu bedarf es unfäglicher Arbeit und unermüdlicher Geduld. Da heißt es auf jede Bequemlichkeit verzichten und in unverdrossener Arbeit und Opferliebe, unbekümmert um Menschenlob und Menschentadel und alle Mißerfolge, treu und unentwegt seine Pflicht tun. Der wahre Missionär benötigt große sittliche Kraft, um all den Stürmen, die von innen und außen an ihn herantreten, siegreich

3. Hat der Kandidat schon bessere Schulen besucht, möge er angeben, welche und wie weit seine Schulkenntnisse gehen; die darauf bezüglichen Zeugnisse wären bei der Anmeldung beizulegen.

4. Im allgemeinen werden in den Chor jene Postulanten aufgenommen, welche bereits kürzere oder längere Zeit Latein studiert haben. Dazu kommen noch solche, welche keine klassischen Studien gemacht, die aber der Obere für den Chor berufen erachtet. Immerhin bleibt die Zulassung der Nichtstudierten in den Chor ganz im freien Ermessen des Oberen und die Missionsvertretungen können hierin gar keine Verbindlichkeiten übernehmen; wohl aber muß jeder Postulant, der in den Chor aufgenommen zu werden wünscht, sich die litterae testimoniales verschaffen (s. Abs. 9) und sind die Vertretungen gerne bereit, Anfragen Nichtstudierter über deren Eintritt in den Chor (welche aber mit Beifügung aller erforderlichen Papiere nebst Photographie zu geschehen haben) dem Oberen zu unterbreiten, was ca. 3 Monate beansprucht.

Spezielle Aufnahme-Bedingungen.

Zur Aufnahme in unseren Orden ist vor allem der Beruf erforderlich, ohne welchen ein Leben in einem Orden nicht denkbar ist. Der Beruf ist zu erkennen an Liebe und Neigung:

- a) zum pünktlichen Gehorsam, unter vollständiger Verzichtleistung auf den eigenen Willen,
- b) zur Demut und Selbsterleugnung,
- c) zur hl. Armut und zum Gebet,

Jeder Postulant muß haben:

1. Einen Tauf- und Firmschein nebst Sittenzeugnis von seinem Seelsorger.
2. Heimatschein oder Regierungspäß (Urlaub vom Bezirkskommando). Auswanderungspäß ist nicht nötig, weil durch diesen das Heimatsrecht verloren geht.
3. Ein ärztliches Zeugnis über den Gesundheitszustand; solche, in deren Familie erbliche Krankheiten wie Schwindsucht, Gehirnkrankheiten zc. vorkamen, können für Afrika nicht aufgenommen werden, ebenso sind auch Nerven- und in hohem Grade Augenschwache und Magenleidende von der Aufnahme ausgeschlossen.
4. Vorlage der Zeugnisse über die bisherige Beschäftigung.

5. Minderjährige müssen die schriftliche Zustimmung ihrer Eltern beziehungsweise Vormünder einsenden.

6. Solche, welche untilgbare Schulden oder Verbindlichkeiten gegen Dritte Personen haben, sowie jene, die an Skrupulosität, Trübsinn oder schweren körperlichen Gebrechen leiden, sind von der Aufnahme ausgeschlossen.

7. Als Reisegeld für III. Klasse Hamburg oder Köln-Durban ist erforderlich für jeden Postulanten aus Deutschland Mk. 600; aus Oesterreich Kr. 700; aus der Schweiz Fr. 750, welche Summe nach erhaltener Zusage an die Missionsvertretung einzusenden ist. In obiger Summe ist inbegriffen die ganze Verpflegung auf dem Schiffe (ausgenommen Getränke) bis nach Durban und event. Rückreise nach Europa. Dazu soll jeder Postulant noch 100 Mk. = 150 Kr. = 150 Fr. je nach der Entfernung besitzen für die Reise nach dem Hafenplatz und als Handgeld auf dem Schiffe. Die Abreise der Postulanten findet gewöhnlich im Frühjahr und Herbst statt in III. Klasse, wer II. Klasse fahren will braucht das doppelte Reisegeld.

8. Für die Reise sind erforderlich: wenigstens drei ganze Anzüge und sechs mal ganze Wäsche. Am bequemsten sind 2 feste Handkoffer zur Mitnahme des notwendigsten Reisegepäcks.

9. Alle ohne Ausnahme (auch Priester und Ordensleute) welche in unserem Missionskloster in den Chor eintreten wollen, müssen, um als Postulanten mitreisen zu dürfen, zuvor an die Missionsvertretung die litterae testimoniales einsenden und zwar von dem Bischöfe ihrer Geburtsdiözese und von jedem Bischöfe in dessen Diözese sie sich nach vollendetem 15. Altersjahr wenigstens ein Jahr aufgehalten haben.

10. Chorreligiösen werden vom vollendeten 16., Konversbrüder vom vollendeten 19. Lebensjahre aufge-

nommen. Anmeldungen nimmt entgegen die im Verzeichnis bezeichnete Vertretung.

Trappisten-Abtei und Mission Mariannhill.

Dankfagungen.

Bözen: Dank der lieben Gottesmutter, dem hl. Josef und dem hl. Antonius von Padua für die Erhöhung in mehreren schweren Anliegen. W. D. Sch. Steyr: Dank dem hl. Antonius von Padua für erlangte Hilfe. Gr. Klein: Dank dem hl. Herzen Jesu und Maria der immerwährenden Hilfe, dem hl. Josef und hl. Antonius von Padua für Erhöhung in schweren Anliegen. Graz: Dank der lieben Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, Erhöhung in einem Anliegen. M. T. Eggenberg: Innigsten Dank dem göttl. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem hl. Josef und hl. Schängel für Erhöhung in einem Anliegen. Veröffentlichung versprochen. Raumberg; H. Sch.: Innigen Dank dem hl. Antonius von Padua für erlangte Hilfe in schwerem Anliegen. Raumberg; Schw. Ant. Taufend Dank dem göttl. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem hl. Josef und Antonius von Padua für Erhöhung in zwei schweren langjährigen Anliegen. Widdeshausen: Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Antonius und den armen Seelen für erlangte Hilfe. Cronheim: Dank dem hl. Josef für Geneung in schwerer Krankheit und für Erhöhung in einem Anliegen. Veröffentlichung war gelobt. Schweidnitz (Schl.): Innigsten Dank der lieben Mutter Gottes und dem hl. Antonius für baldige Erhöhung der Bitte. G. S. Dank dem hl. Antonius für schnelle Hilfe in einem wichtigen Anliegen. Veröffentlichung war gelobt.

Gebets-Empfehlungen.

Um Aufklärung in einem wichtigen Anliegen. — Ein dringendes Anliegen einer Lehrerin. — Ein wichtiges Anliegen eines Pfarrers. — Eine Verlobung. — Um eine gute Stelle wird gebeten. — Ein Pfarrer und seine Schwester. — Eine verstorbene Mutter. — Ein Kloster. — Eine arme Frau deren Mann dem Trunke ergeben ist. — Eine kürzlich verstorbene Wohltäterin. — Eine bedrängte Familie.

Memento!

Von unseren Wohltätern sind gefordert und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Hochw. Hr. Pfr. u. Frühjahrsbenediziat Joh. B. Brenner, Weitingen; Hochw. Hr. Pfr. Dr. Jos. Niedermayer, Mamming; Hochw. Hr. Canonikus Seb. Riehl, Regensburg; Hochw. Hr. Pfr. Lorenz Sieger, Lauterbach; Hochw. Hr. Pfr. Jak. Wolf, Wendi; Hochw. Hr. Andr. Kohlauer, Mehring; Josef Bruckner, Konstanz; Neuburg bei München; Frau Dr. Wad. Waisammer; Josef Kauer, Seimersdorf; Frau Josefine Apollonia Voit, Nürnberg; Frau Adelheid Schmalz, Wehlheim; Schw. Schw. Franziska Wirbel, Overtirch; Frau Margarethe Riedl, Kondrau; Maria Röhner, Passau; Hochw. Hr. Pfr. Walther Kruskowski; Fr. Theres. Finnarz, Dürwiß; Peter Schnitzler, Frensdorf; Fr. Maria Maassen, Sevelen; Peter Reubaus, Eßel; Hr. Baron Wilhelm von Bappus und Trauberg-Bonikau zu Laubenberg und Raubenzell; Fr. Theresia Knon, Mühlheim; Frz. Joh. Banfelder, Schönau; Fr. Maria Bachschmid, Kempten; Frau Magdalena Scharf, Würzburg; Hochw. Hr. Pfr. Alois Weigand, Subpriesler, Würzburg; Fr. Viktoria Harder, Roggenburg; Valentin Kämmerer, Wenigumstadt; Johann Kern, Settingen; Andr. Leske, Mainburg; Georg Nieder, Rosenheim; Fridolin Schweizer, Gmünd; Fr. Gertrud Blütgen, Meckenheim; Hubert Müggens, Basweiler; Johanna Fohler, Mähr. Rotmühl; Engelbert Larcher, Nitzsch; Man. Bernhart, Wien; Maria Erben, Mohrn; Theres Schalbauer, Thausetten; Mathias Bläumschein, Thausetten; Stefan Egger, Behnbach; Margaretha Mithelin, Zicklach; Johann Hauert, Midsenborn; Maria Kern, Weinburg; Magdalena Laske, Rosenbain; Hochw. Hr. Ant. Keron, Stein; Franz Klein, Schönau; Josefa Bramberger, Herr N. Bauer, Malspitz; P. Paulus Raar; Gmündener-Binz; Theres Schmid, Kirchbach; Anton Lechtaler, Junsbruck; Ant. Kießer, Stefan ob Stainz; Karolina Bärtl, Baben b. W.; Maria Lan. Neuborf; Michael Moser, Wartberg; Kath. Wisting, Simabellkirch; Johann Trientl, Gall; P. Engelbert Wöfl, Gröbming.

Wir bitten unsere lieben Leser, wenn sie uns schreiben oder etwas senden, stets die genaue Adresse (Herr, Frau, Fräulein), Wohnort und nächste Post anzugeben und bei Ortswechsel unbedingt auch die frühere Adresse.

Zur gest. Notiz! Am 28. März reisen wieder Postulanten nach Mariannhill. Bezügl. Anfragen sind zu richten an die Vertretung der Mission Mariannhill.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.